

I.  
T. 4000.  
e/3

24,000 I. F. e. d

# Skizzen aus einem Tagebuche.

Aufgezeichnet an Bord der

## k. k. Corvette Caroline

während der Reise nach

Brasilien, den La Plata-Staaten und den portugiesischen  
Besitzungen an der Westküste Afrika's,

1857 — 1858,



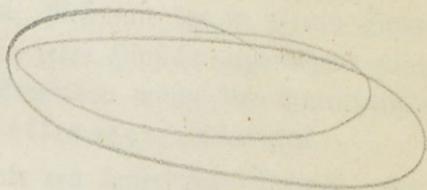
Als Manuscript gedruckt.



Meiner hochverehrten Schwiegermutter

IPHIGENIE FREIFRAU V. SINA,

in kindlicher Ehrfurcht gewidmet.





## Einleitung.

---

 Im Jahre 1856 faßten Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ferdinand Maximilian, Ober-Commandant der österreichischen Kriegs-Marine den Entschluß, eine Fregatte zu einer Erd-Umsegelungsreise auszurüsten zu lassen. Dieser Gedanke fand bald seine Verwirklichung, und die Fregatte Novara wurde für diese Mission auserkoren.

Das Marine-Ober-Commando forderte Männer der Kunst und Wissenschaft zur Theilnahme an dem Unternehmen auf, um dasselbe durch die Resultate der in fernen Zonen angestellten Forschungen in jeder Hinsicht nutzbringend zu gestalten; — die Leitung der Expedition wurde dem Linienschiffs-Capitän Bernhard von Wüllerstorff übertragen.

Dem Scharfblicke des kaiserlichen Prinzen, der an der Spitze der österreichischen Flotte steht, war es indeß nicht entgangen, daß das Gedeihen unser jungen Marine durch die möglichste Entfaltung der kaiserlichen Flagge an Gestaden mitbedingt sei, an denen dieselbe selten oder niemals erblickt worden war. Es wurde demnach nebst der Fregatte Novara auch

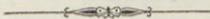
die Corvette *Caroline* zu einer überseeischen Expedition ausgerüstet; sie sollte die weltumsegelnde Fregatte bis zu den Küsten Brasiliens begleiten und deren vorzüglichsten Häfen anlaufen, dann den La Plata = Strom hinauffegeln, Buenos = Ayres und Montevideo berühren, und sofort den Ocean bis zu dem Cap der guten Hoffnung durchmessen, von da aber die portugiesischen Besitzungen in Nieder = Guinea besuchend, den Rückweg der Westküste Afrika's entlang nehmen. Den Hauptzweck der Reise beider Kriegsschiffe bildeten Forschungen über die Geografie jener Meere, sowie Sammlungen nützlicher Erfahrungen auf diesem Gebiete — wobei hauptsächlich auf die Messung der Tiefen Rücksicht genommen werden sollte — sodann die Beobachtung meteorologischer Phänomene in diesen entlegenen Breiten; endlich das Studium der Völker an den Küsten beider Welttheile mit deren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. — Eine genaue Kenntnißnahme der in jenen Gegenden herrschenden endemischen Krankheiten lag mit in den Zwecken der Unternehmung, welche überdies die Anbahnung von direkten Handelsverbindungen zwischen den gewerbetreibenden Provinzen des österreichischen Kaiserstaates und einigen Plätzen jener reichen tropischen, theilweise noch im Naturzustande befindlichen Gegenden erleichtern sollte, — Verbindungen, die nach Maßgabe ihres muthmaßlichen Erfolges durch förmliche Traktate geschützt, dem Kaiserstaate eine neue Quelle zur Förderung des Handels und der Schifffahrt eröffnen könnten. Seine kaiserliche Hoheit ließen demnach eine Aufforderung an die Wiener Handels- und Gewerbekammer ergehen, die Gelegenheit der Reise der Corvette *Caroline* zu benützen, um den Zustand und die Fortschritte der österreichischen Industrie in den oberwähnten Gegenden bekannt werden zu lassen; eine Anzahl Waarenmuster mannigfacher Art wurde beigebracht, und Herr Ferdinand Fabel zum kommerziellen Agenten der Mission erkoren — mit der nöthigen Weisung versehen und

durch umfassende Empfehlungsschreiben unterstützt, nach Triest zur Einschiffung auf die Corvette entsendet.

Das Commando derselben wurde dem Corvetten-Capitän Ignaz Kohen anvertraut; der Schiffsstab bestand aus dem ersten Lieutenant, Schiffs-Lieutenant Gustav Nauta, dann dem Fregatten-Lieutenant Heinrich Freiherrn von Waldstätten, den Schiffs-Führichen: Victor Graf Wimpffen, Josef Stipberger, Eduard Pitner und dem Fregatten-Führiche Josef Greaves, dann dem Verwalter Anton von Herrmann, und den beiden Schiffsärzten Dr. Heinrich Wawra, und Dr. Eduard Michel; endlich den Marine-Cadeten: Eugen von Gaal, Erwin Graf Dubásky, Alfred Freiherr von Miltiz, Rudolf Günner, Edmund Czelechowásky, Gustav Kimmel, Josef Schellander und Georg Puth.

Mit Inbegriff dieses Stabes zählte der Bemannungsstand der Corvette an Matrosen, Marine-Artillerie, Infanterie und Handwerkern — 192 Köpfe.

Am 16. April musterten Seine kaiserliche Hoheit der Marine-Ober-Commandant in eigener Person die beiden, in der Bucht von Muggia nächst Triest geankerten Schiffe Novara und Caroline und unterzeichneten am selben Tage den Befehl zur Abfahrt, welcher am 30. desselben Monats erfolgte.





## I. Ausfahrt.

---



m 30. April 1857 um 8 Uhr Morgens hatten wir die Anker gelichtet und der Dampfer *Santa Lucia* stand bereit, um die beiden Segelschiffe die erste Strecke der Reise hindurch zu bugfieren, damit nicht allzuviel Zeit im adriatischen Golse auf nutzlose Weise veräuunt werde.

Als die Flaggen, für geraume Zeit zum letzten Male Angefächst des heimathlichen Gestades, gehißt waren, gab die *Santa Lucia* ihre Laue der Fregatte, schleppte dieselben vor die Rhede und hielt die Maschine inne. Die *Novara* sandte der Stadt Trieste 21 Kanonenschüsse als Abschiedsgruß zu, die vom Kastele beantwortet wurden, während gleichzeitig eine leichte Landbrise unser Schiff aus der Bucht nach der Stelle geleitete, wo wir die vom Eingange der Rhede rückföhrenden Schiffe erwarteten, um sodann der Fregatte *Novara* ein Bugstrau nach einer der Achterpforten zu reichen. Sobald dies kurze Manöver vollendet war, setzte sich der Dampfer in Bewegung und wir steuerten Pirano zu.

Was ließe sich über eine Reise im adriatischen Golse — im Schleppe eines Dampfers zurückgelegt — Neues und Bemerkenswerthes erwähnen? Die leichten Brisen des Monates Mai, der Anblick der Küsten Istriens und Dalmatiens, die Lage und Bodenbeschaffenheit der kahlen Inseln der Adria fallen nicht dem Bereiche unserer Darstellung anheim.

An diesen bekannten Küsten vorbeileidend überschritten wir nach dreitägiger Fahrt die Grenze des heimathlichen Meeres und befanden uns ungefähr 30 Seemeilen im Nord-Westen der Insel Corfu, als die *Santa Lucia* die Schlepptau loslies und zur Ergänzung ihres Kohlenvorraths nach jenem Hasen abging, nachdem ihr durch den Commodore der Eingang des Faro von Messina als Vereinigungspunkt der kleinen Eskadre angewiesen worden war.

Die anderen beiden Schiffe segelten indessen in geringer und stets gleichmäßiger Entfernung von einander gegen das Vorgebirge Santa Maria di Leuca und an demselben vorbei der calabrifchen Küfte zu.

So lange die Brife leicht ging, war nur ein geringer Unterschied im Gange beider Schiffe bemerkbar und der Vortheil eher auf der Seite der Caroline, — als jedoch der Wind am Eingange des Meerbusens von Tarent an Stärke zugenommen, konnte die Corvette mit allen Segeln der Fregatte nicht mehr das Gleichgewicht halten, so daß diese ihr Tuch verringern mußte, um ihre Gefährtin nicht binnen wenigen Augenblicken aus dem Gesichte zu verlieren. Der ungewöhnlich große Vorrath an Reservematerial und Lebensmittel, namentlich aber das größere Quantum Brod, welch' letzteres am entferntesten vom Schwerpunkte des Schiffes, nahe beim Steuer verfaul ist, und die hiedurch veränderte Ahmung der Corvette mögen wohl hauptsächlich auf die geringere Schnelligkeit des sonst vorzüglichen Seglers Einfluß genommen haben.

Doch nur der Fregatte Novara gegenüber hat dies Geständniß seine Geltung, während hingegen keines von all den anderen, mitunter schönen Schiffen die uns begegneten, der Caroline den Luv abgenommen, oder sie zu übersegeln vermochte.

Mit Ausnahme eines steifen Windes aus Nord=West, den uns Tarent im Vorbeifahren zusandte, blieb unsere Brife Süd=Ost. Mit Hülf derselben segelten wir der hohen, felsigen Küfte Calabriens entlang und erblickten zunächst Cap Colonne, dann Cap Stilo und endlich Spartivento — die Südspize des italienischen Festlandes.

Da der Commodore die Absicht hegte, den erwarteten Dampfer bei der Fahrt durch die Meerenge von Messina zu benutzen, kreuzten wir vor deren Einfahrt und Angesichts des schneebedeckten Etna, bis nach Verlauf von zwei Tagen die Santa Lucia eintraf, und uns der mittlerweile eingetretenen Windstille zum Troste, zum Eingange des Faro brachte.

Ward uns auch der Anblick desselben nicht zum ersten Male zu Theil, so entzückte uns doch das prachtvolle Schauspiel nicht minder, das sich in erneuter Herrlichkeit unseren Augen darbot. Rechts das malerische Reggio, umgeben von den Vorhügeln des calabrifchen Gebirges — links tiefliegend Messina, im Schatten der Ausläufer des Etna, hinter denen die untergehende Sonne noch ihren letzten Abendglanz auf Reggio's Terrassen warf: es war ein unbeschreiblich schöner Anblick. Des Abends erreichten wir die Höhe des Leuchthurmes von Milazzo, und befanden uns am folgenden Morgen, den 8. Mai, nächst der Gruppe der Aeolifchen Inseln. Nur bis auf wenige Meilen jenseits der Gilande geleitete uns der Dampfer und ließ in Sicht von Volcano die Laue schlüpfen. Es war fast Windstille, — der Commodore signalisirte beiden Commandanten den Befehl, sich auf der Fregatte einzufinden, um einander zum letzten Male zu begrüßen. Nach Austausch einiger herzlichster Worte, die Corvetten-Capitän von Littrow in poetische Rede gekleidet, kehrten die Commandanten wieder auf ihre Schiffe zurück; — die Santa Lucia bemannte ihre Raaen und salutirte mit einem dreimaligen

Hurrah, das wir von den Wandten erwiderten. Der Dampfer drehte den Bug heimwärts und steuerte den Faro zu, während wir, der flauen Brise überlassen, den Kurs in entgegengesetzter Richtung nahmen. Die See war ruhig und der Wind zog ebenfalls kaum merkbar aus Westen, indeß frischte er gegen Abend etwas auf; günstiger als Süd wurde er jedoch nicht und gestattete uns bei fortwährenden Laviren vom 8. bis zum 12. nicht mehr Raum zu gewinnen, als die kurze Strecke welche Sizilien von der Insel Sardinien trennt. Erst als das Cap Carbonara bereits in Sicht gekommen war, nahm die Brise bedeutend an Stärke zu, so daß die Fregatte sich von uns zu entfernen begann; für den Fall einer unwillkürlichen Trennung im Laufe der Nacht bezeichnete der Commodore durch Signal Gibraltar als Vereinigungspunkt beider Schiffe. Am folgenden Morgen hatten wir die Novara auch wirklich aus den Augen verloren; zwar vermochten wir durch einen günstigen Schlag auf entgegengesetzten Halsen, der durch Raumen des Windes zu unserem Vortheile ausfiel, die leitende Fregatte auf Augenblicke wieder einzuholen; allein gegen Abend war sie unserem Gesichtskreise wieder gänzlich entschwunden. Wir nahmen den Kurs nach der Küste Spaniens, als deren erster Punkt sich am 18. das schöne Cap de Gata unseren Blicken zeigte.

Nahe an hundert Schiffe aller Flaggen drängten sich hier um das gemeinsame Ziel — die einzige Ausfahrt nach dem Ozean zu erreichen; meist waren es Kauffahrer und nur einige wenige Dampfer, welche eben die ostindische Post nach England brachten. Der Wind ließ nach und füllte zeitweise gänzlich; bis zum 20. konnten wir nur wenig gewinnen, — wir erblickten die Küsten der beiden gegenüberliegenden Erdtheile und endlich am 21. Morgens die Felsengallerien Gibraltars. Wir hatten uns der Europaspitze mit gutem Winde bis zur Entfernung von 20 Meilen genähert, als plötzlich die Brise nach Westen umsprang, und uns gegen Luft und Strom zu Laviren nöthigte.

Die ganze Nacht hindurch kreuzten wir zwischen den beiden Leuchthauern von Ceuta und Gibraltar, und hatten bei Tagesanbruch letzteren Punkt und somit die äußerste Spitze schon erreicht, so daß es nur eines kleinen Ganges bedurfte, um auf den anderen Halsen nach dem Ankerplaz zu gelangen. Da schrallte plötzlich die Brise und würde uns auf das Felsenufer getrieben haben, wenn wir nicht gleich durch Stagen das freie gesucht hätten. Dieser Augenblick entschied für den ganzen Tag, denn am Abende befanden wir uns nach fortwährendem Laviren dennoch nicht weiter als am vorhergehenden; — der Commandant entschloß sich daher für die Nacht östlich des Felsens, dem Dorfe La Caleta gegenüber in einer Bucht zu ankern, die den, nach den spanischen Linien führenden neutralen Grund bespült. Auf den Seekarten ist zwar an dieser Stelle kein Ankerplaz bezeichnet, doch fanden wir in 22 Faden guten, sandigen Grund. Mehrere Kauffahrer, die unser Schicksal theilten, haben das Beispiel befolgt.

Da man während des verflohenen Tages beobachtet hatte, daß die Ligger und Fischerbarken, welche sich nahe am Lande hielten in der That beträchtlich gewannen, so versuchten wir dies am folgenden Tage auch, entfernten uns nicht über eine Seemeile von dem Felsen und erreichten in kurzer Zeit, unbehelligt von der

mächtigen Strömung nach einstündiger Fahrt am 23. Mai Morgens 9 Uhr die Rhede von Gibraltar, auf der wir in 13 Faden Wasser Anker warfen. Nur zwei Kauffahrern, die unserem Course gefolgt waren, lächelte das Glück in ähnlicher Weise — die übrigen kamen erst drei oder vier Tage später ans Ziel.

Die in der Mitte der Meerenge fortwährend thätige Strömung zieht vom Ozean nach dem Mittelmeere und wird durch länger anhaltende Westwinde in ihrer Stärke beeinflusst. Sie trägt bei 100 Meilen weit ostwärts und wendet sich dann gegen die Nordküste von Afrika, auf diese fast senkrecht zufließend, so daß Schiffe welche von hier oder aus dem Mittelmeere überhaupt kommen, sich möglichst gegen Norden halten müssen, um nicht durch die Macht des Wassers im Osten von Ceuta auf den Lege wall getrieben zu werden. Fahrzeuge, die sich auf ihrer Reise der Küste Spaniens nähern, werden hingegen den Widerstand des Stromes daselbst kaum beachtenswerth finden, was sowohl für die unmittelbare Nähe Gibraltars, als auch hinsichtlich der ganzen Strecke bis dahin gelten kann.

Auf der Rhede befand sich bereits die *Novara*, welche die Enge erreicht hatte ehe sich der Westwind erhob, und deßhalb mehrere Tage früher als die *Caroline* angelangt war.

Wir ankerten der Esplanade gegenüber unweit der Flagstaff-Bastion, wo sich ein Landungsplatz für die Boote der Kriegsschiffe befindet.

Auf den folgenden Tag, den 24. Mai fiel das Geburtsfest Ihrer Majestät der Königin *Victoria*, welches aber des unfreundlichen Wetters wegen spurlos vorüberging; die Feier wurde auf den 26. verlegt. Zur Theilnahme geziemend eingeladen, hielten wir um 8 Uhr Morgens mit dem Flaggenstabe die große Flaggen-galla und die britische Gstandarte im Großtopp. Für 11 Uhr war eine Parade angesetzt, zu der die ganze Garnison auf dem neutralen Grunde, unterhalb der großen Sanct Georgsgallerie ausrückte.

Sechs Regimenter bildeten die Garnison von Gibraltar — jedes 1000 Mann stark, drei irländische, und eines aus schottischen Hochländern bestehend. Am schönsten nahm sich letzteres aus, wozu wohl namentlich die stattliche Nationaltracht beitragen mochte; die Farbe des Clans, dem es angehört ist grün und gelb, und die schöne, aus Straußfedern angefertigte Mütze bringt einen allerdings seltsamen aber dennoch vortheilhaften Eindruck hervor.

Dieselbe ist nach Art unserer einstuigen Grenadiermützen sehr groß, und mag ihres kostbaren Materials wegen dem Staate bedeutende Auslagen verursachen.

Das 31. Infanterie-Regiment war eben aus Constantinopel angelangt, und rückte, da es in der Krimm sämmtliche Czako's verloren, in Mützen aus, was recht lebhaft an die kriegerischen Tage seiner jüngsten Vergangenheit erinnerte. Die Suite des Gouverneurs war nicht sehr zahlreich — in derselben befand sich jedoch der Gouverneur von Algésiras, der mit einigen spanischen Offizieren herüber gekommen war, um der Feier des Tages beizuwohnen. Der Gouverneur, der Generalsrang bekleidet und im Jahre 1849 an der Occupation in Mittel-Italien Antheil

genommen, trug auf seiner reichgestickten Uniform das Großkreuz des toskanischen Josefs-Ordens.

Die Truppe war in einer Fronte zu zwei Gliedern, und ohne allen Intervallen so aufgestellt, daß die verschiedenen Regimenter knapp aneinander stießen und gleichsam eine ununterbrochene Linie bildeten. Schlag Mittag erdrönte eine Kanonade aus allen Geschützen der Felsengallerien durch die fast unsichtbaren, in den Stein gesprengten Schußsporten; — der Kanonendonner selbst, so wie sein vom Gestein wiederhallendes Echo tönten mächtig durch die Lüfte — der scheinbar geradezu aus dem Felsen hervorbrechende Qualm des Pulvers bot ein höchst eigenthümliches Bild dar, welches allen Beschauern gewiß unvergeßlich bleiben wird.

Der Kanonendonner eröffnete die militärische Feier des Tages, worauf sämtliche Musikbänder in die Klänge der britischen Volkshymne einstimmten. Nach den Geschüßsalven gab die Truppe ein dreimaliges Lauffeuern, das im ersten Gliede am rechten Flügel begann, die Frontlinie durchlief, und sodann am linken Flügel vom zweiten Gliede abgenommen wurde, um wieder am rechten Flügel zu enden. Die Truppe schien auf dieses Paradestück gut eingeübt zu sein. Es begann hierauf das Defiliren zuerst im Parademarsch, dann noch einmal in geschlossenen Colonen im Manövrirschritte, jedoch stets mit angezogenem Gewehre. Voran kam die Artillerie zu Fuß, die Geschütze an Seilen nachziehend. Die englische Artillerie-Mannschaft besteht aus schönen, in jeder Hinsicht ausgesuchten Leuten. Die Musikbänder marschirten keineswegs an der Spitze ihrer Truppenkörper, sondern waren während des Defilirens neben einander aufgestellt und schlugen jedesmal ein, wenn ihr eigenes Corps herannahte.

Abends fand ein Ball beim Gouverneur Generallieutenant Sir James Fergusson Statt. Die Städte der beiden österreichischen Kriegsschiffe waren hiezu in aller Form eingeladen worden. Wir wurden sämmtlich durch Commodore Wüllerstorff dem Gouverneur vorgestellt, der — ein überaus leutseliger Mann von etwa 60 Jahren, in Gibraltar allgemein verehrt wird. Der männliche Theil der Gesellschaft, mit Ausnahme der Konsular-Vertreter gehörte fast ausschließlich dem Militärstande an. Wir können nicht umhin, der besonderen Zuorkommenheit rühmend zu erwähnen, mit welcher uns von Seite der englischen Offiziere bei diesem Anlasse wie auch bei jeder späteren Gelegenheit begegnet wurde.

Wenige Tage nach unserer Ankunft zeigten sich die Blattern unter der Bemannung der Corvette, jedoch nur in ziemlich leichtem Grade. Zuerst wurden drei Matrosen von diesem Uebel befallen, dann wuchs die Zahl rasch auf zehn, so daß der Commandant sich veranlaßt fand, die ganze Mannschaft neuerdings impfen zu lassen. Der Commodore hatte seine Abreise bereits auf den 30. Mai festgesetzt und wies unseren Commandanten an, nach eigenem Ermessen bis zur gänzlichen Befiegung der Seuche oder wenigstens bis zur entsprechenden Verminderung des Krankenstandes, vor Anker zu bleiben.

Glücklicherweise erlag kein Glied der Schiffsmannschaft dem verheerenden Uebel. Doch erlitt die Bemannung der Corvette während des ferneren Aufenthaltes

in Gibraltar einen nicht unempfindlichen Verlust in dem ersten Zimmermann Anton Pizzo, einem geschickten und braven Arbeiter, der in Folge eines am Lande gethanen schweren Falles in einem fast besinnungslosen Zustande an Bord gebracht, am 30. Mai in demselben Augenblicke den Geist aufgab, in welchem die Fregatte *Novara* in See ging, und von unserm Schiffe aus mit einem fünfmaligen Hurrah von den Raan begrüßt, in gleicher Weise von den Wandten den Seemannsgruß erwiderte. Das Zueinandertönen der lebendigen Hurrahrufe mit den Klängen des Schiffsglöckleins welches uns des wackern Zimmermanns Ableben verkündigte, brachte auf alle Bewohner des Schiffes einen überaus trüben Eindruck hervor. Der Verstorbene war unrettbar gewesen; dennoch gereicht die sorgsame und musterhafte Pflege, welche ihm während seines schmerzvollen Leidens zu Theil ward, den beiden Schiffsärzten, Dr. Wawra und Dr. Michel zur besondern Ehre.

Ein Offizier wurde beauftragt, sich hinsichtlich der Bestattung mit den Militärbehörden und der katholischen Pfarre in's Einvernehmen zu setzen. Der militärische Theil wurde mit dem Generaladjutanten des Gouverneurs, Oberstlieutenant Lacy verhandelt, dessen Bereitwilligkeit rühmende Erwähnung verdient. Er half einige Schwierigkeiten beseitigen, welche die Pfarre anfänglich wegen Bestattung auf dem evangelischen Friedhose erhob, und es wurde für den folgenden Tag ein Priester zur Beerdigung bestellt. — Am 31. Mai wurde der Leichenfondukt zusammengesetzt und in die Boote vertheilt, — das Langboot an's Fallrepp angelegt und der Sarg mit dem Leichname Pizzo's darin eingeschiff. Die Glocken stimmten abermals die düstere Trauermelodie an, und in diesem Augenblicke stieß der Zug von Bord ab. Die Flaggen auf dem Schiffe und in allen Booten wurden auf halben Lopp gestrichen was von dem englischen Wachschiffe und einer eben anwesenden türkischen Fregatte nachgeahmt wurde.

Das Langboot, durch die Seitenboote geschleppt, ging der Stadtmauer entlang, dem neutralen Grunde zu. Der Kondukt, aus einem Zuge Marine-Zufanterie und einem Zuge Matrosen bestehend, stellten sich auf und nahm, von unserer Musikkapelle geleitet, den Sarg in die Mitte. Der Commandant mit seinem Stabe folgte der Bahre unmittelbar nach; ein englischer Seeoffizier, der die Hafenbehörde vertrat und dessen Boot den Zug während der ganzen Fahrt begleitet hatte, schritt in unserer Mitte. Der Friedhof liegt nicht weit von dem Molo, an dem wir gelandet, und gerade unter der St. Georgs-Gallerie; er ist wohlgehalten und geräumig, und enthält manch schönes Grabmahl. Nach erfolgter Beerdigung, die mit drei Gewehrsalven schloß, ward nach Standesbrauch mit klingendem Spiele nach den Booten abmarschirt.

Unsere kleine Truppe schien durch die Präzision ihrer Bewegungen den anwesenden Sachverständigen gefallen zu haben

## II. Madeira.

---

Nur wenige Tage verweilten wir noch auf der Rhebe von Gibraltar, um das Eintreten günstiger Brisen zu erwarten; die an Bord herrschende Krankheit hatte bereits nachgelassen und stellte der Abreise kein Hinderniß mehr entgegen.

Am 3. Juni Morgens hatte sich der Zustand der Atmosphäre merklich verändert; die Umrisse der afrikanischen Gebirge traten klarer hervor als in den legt verflossenen Tagen, was hier als Kennzeichen des beginnenden Ostwindes gilt. Mit Hülfe der noch auf der Rhebe wehenden Nordbrise erreichten wir die Meerenge, in welcher der Ostwind schon an Kraft gewonnen hatte. In unserem, nunmehr westlichen Course hielten wir uns näher an der spanischen Küste, um nicht durch die in der Mitte der Meerenge stets herrschende starke Strömung den Lauf des Schiffes zu beeinträchtigen. Um 10 Uhr waren wir dwars von Tarifa und eine halbe Stunde später hatte die Corvette die Säulen des Herkules übersegelt. Schon gegen Abend konnte man den hohen Affenberg und Cap Spartel an der afrikanischen — das denkwürdige Vorgebirge von Trafalgar — an der spanischen Küste kaum mehr ausnehmen, denn die Brise wehte frisch und hielt die kommenden drei Tage hindurch ziemlich gleichmäßig an. Wir steuerten West zu Süd, und obwohl der Wind später nach Norden geschrallt war, konnte man doch fortwährend denselben Kurs behalten, so daß wir um Mitternacht des 7. Juni die Insel Porto Santo vor uns hatten. Der Commandant wünschte jedoch erst bei Tagesanbruch Madeira zu erreichen und ließ daher einige Segel einziehen, ohne indeß bei der eben sehr steifen Brise, welche der Corvette ungeachtet ihrer geringen Segelführung dennoch eine Fahrt von 9 Knoten stündlich aufdrang, die Schnelligkeit derselben sonderlich verringern zu können. Um daher die wenigen Meilen, welche uns noch von Madeira trennten, nicht in zu kurzer Frist zurückzulegen, erhielt der wachhabende Offizier den Befehl, über Stag zu wenden und einen Gang von 2 Stunden auf Backbordshalseu zu segeln.

Indeß kam uns die rasche Fahrt von Gibraltar nach Madeira andererseits recht willkommen, denn nur so konnten wir hoffen, die *Novara* noch auf der Rhebe von Funchal zu erreichen, woselbst wir sie erst seit Kurzem angelangt vermutheten.

Doch wie erstaunten wir, als der Wachoffizier gegen 2 Uhr Morgens melden ließ, daß eine Fregatte in Sicht sei, und er in ihr die *Novara* zu erkennen glaube.

Der Commandant kam selbst in dem Augenblicke auf Deck, in welchem die Fregatte ein Bengalfener, das wir abgebrannt, beantwortet hatte, und hierauf die Schiffsnummer mit der unsern wechselte. Es konnte nunmehr kein Zweifel obwalten, — der Commandant ließ sofort wenden, und im Kielwasser der *Novara* steuern.

Die Verspätung ihrer Reise blieb uns indes unerklärlich, da sie, der bessere Segler, drei Tage vor der *Caroline* die Rhebe von Gibraltar verlassen hatte.

Wir erfuhren späterhin, daß sie am Tage ihrer Abreise in der Meereenge selbst durch stauende Brisen und die stärkere Strömung aufgehalten, in Lee der Europa-spitze getragen wurde, von wo sie erst nach uns aussegeln konnte. Gegen Morgen erblickten wir die Insel *Madaira*, konnten uns ihr aber nur langsam nähern, denn der früher so frische Wind hatte bedeutend nachgelassen und erst um 10 Uhr Vormittags ankerten wir gleichzeitig auf der Rhebe von *Funchal*.

Die Fregatte hatte sich etwas entfernter vom Lande gelegt, wir wählten aber einen Ankerplatz zwischen ihr und der Stadt.

Der gebesserte Gesundheitszustand auf unserem Schiffe gestattete mit der *Novara* wieder in Verbindung zu treten, was der Commodore in den letzten Tagen des Aufenthaltes in Gibraltar vorsichtshalber untersagt hatte.

Der Commandant begab sich sodann nach eingeholter Erlaubniß an Bord der Fregatte, wo er ihre jüngsten Erlebnisse erfuhr, und über seine eigene Reise Bericht erstattete.

Auf der Rhebe lag die amerikanische Corvette *Dale*, welche den Commodore-Stander mit 13 Kanonenschüssen begrüßte.

Nach den üblichen Salutschüssen erhielt der Commodore den Besuch des k. k. Konsuls Herrn *Bianchi*, der uns mit vieler Gastfreundschaft entgegen kam, uns sein Haus öffnete, und für den Fall eines längern Aufenthaltes alle Landhäuser, die er in verschiedenen Theilen der Insel besaß, zur Verfügung stellte.

Tags darauf machten der Commodore und unser Commandant ihre Aufwartung beim Gouverneur der Insel, Herrn *Ferreira Passos*, der den Rang eines Brigadegenerals bekleidet und zu *Funchal* residirt.

Wir begannen sodann einige Ausflüge in Gesellschaft des Konsuls und eines Ingenieurs, dessen gründliche Kenntniß der geologischen Verhältnisse *Madaira's* und seiner Vegetation uns vielfach zu Statten kam.

*Madaira* hat bekanntlich das trefflichste Klima der Erde, und verdankt seine milde Luft, die manchem an Genesung bereits Verzweifelnden das Leben wieder gab, nebst dem geographischen Breitengrade, unter dem es gelegen ist, zunächst der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit, welche sowohl dem Pflanzenwuchse der gemäßigten Zone, als auch dem Gedeihen aller Früchte der Tropen gleich günstig ist.

In den die Stadt umgebenden Gärten kömmt die Kaffee- und Tabakpflanze neben dem Pfirsich- und Birnbaume fort, — das Zuckerrohr wechselt auf den Feldern mit Weizen und Gerste, und auf den Blättern des Cactus nistet die Cochenille, die sich nicht minder den ausgebreiteten Zweigen des Nußbaumes oder der Eiche schattet. — Eine seltsame Vereinigung von Produkten der verschiedensten Zonen, welcher die Natur auf *Madaira* einen gemeinsamen Vereinigungspunkt angewiesen zu haben scheint.

Die Bevölkerung der Insel beträgt nahe an 160.000 Seelen. Bis zum Jahre 1855 hatte daselbst, trotz der Nähe der fieberhaften Küste West-Afrikas noch

nie eine verheerende Seuche gewüthet, als in jenem Jahre die Cholera unvermuthet ausbrach und mit solcher Hefigkeit um sich griff, daß sich in Kürze das Bedürfniß nach einem neuen Friedhofe fühlbar machte. — Zahlreiche Kreuze und Leichensteine, alle aus einer und derselben Epoche stammend, erinnern an den kurzen aber trüben Zeitraum, in welchem Madeira zum ersten Male dem schrecklichen, in Europa leider bereits so heimischen asiatischen Gaste sein vollzähliges Contingent abliefern.

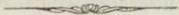
So lieblich auch der Aufenthalt auf der Insel, so unangenehm ist andererseits das Verweilen auf der Rhede von Funchal, die allen West- und Südwinden offen steht; im Winter erheben sich letztere zuweilen mit großer Hefigkeit und nöthigen die Schiffe in die See zu gehen.

Im Allgemeinen ist die Rhede übrigens fast immer bewegt und lange, gegen das Ufer rollende Bogen machen das Landen mit Booten unbequem und oft selbst gefährlich. Die nackten schwarzen Felsen, welche das westliche Gestade der Bai einrahmen, bestehen größtentheils aus Basalt; einer derselben, der mächtige, von allen Seiten von Wasser umgeben, vereinzelt stehende *Loo Rock* hat eine nahezu zylindrische Form; auf seiner ziemlich glatten Oberfläche stehen einige, durch die Gestalt des Felsenrandes beinahe gänzlich verdeckte, den großen Theil der Rhede beherrschende Geshütze.

Von der Rhede erblickt man die Inselgruppe *Desertas*, deren Name sicher von dem fahlen Gesteine herrührt, aus dem sie besteht.

Schiffen, die mit nordöstlichem Winde von Osten ansegeln, wäre anzurathen, zwischen diesen Felsen und Madeira selbst, statt nördlich von *Porto Santo*, zu passiren.

Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten der Stadt und Insel in Augenschein genommen, namentlich aber die prachtvolle Vegetation im Innern des Landes bewundert und herrliche Fernsichten daselbst genossen hatten, lichteten beide Schiffe am 17. Juni die Anker, um die Reise in südlicher Richtung fortzusetzen.



### III. Ueberfahrt nach Brasilien, Pernambuco, Bahia.

Die *Caroline* segelte im Kielwasser der *Novara* stets vier Kabellängen von der Fregatte entfernt. Leichte, südliche Brisen nöthigten uns zu laviren, und wehten zehn Tage hindurch aus verschiedenen Strichen des 2. und 3. Quadranten. Der Himmel war niemals ganz heiter, des Nachts sogar oft drohend ohne jedoch mehr als zeitweise einige Regenschauer zu senden; der Seegang blieb aus der Richtung des Windes fühlbar, und die Luft bot, mit Ausnahme seltsamer, bald über den Horizont aufsteigender, bald verschwindender Wolkenbilder, keine bemerkenswerthen Erscheinungen. Der nächtliche Regen und die glühenden Sonnenstrahlen des Tages bewirkten keine besondere Veränderung im Barometerstande, — die mittlere Höhe des Thermometers betrug im Laufe dieser zehn Tage 18° R. — Messungen der Wassertemperatur zeigten eine Wärme von 17 Graden, die von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 20 Fuß kaum um einen halben Grad wechselten.

Obgleich Maury in seinem trefflichen Werke über die neuesten Erforschungen des atlantischen Ozeans den Beginn des Passates in den Monaten Mai, Juni und Juli im 30. Breitenparallele und zuweilen nördlicher annimmt, so begegneten wir doch erst am 26., Grade der nordöstlichen Windrichtung.

Bis dahin reichte diesmal die Calmenregion unseres Wendekreises; leichte Wölkchen, mit welchen der Himmel wie übersät schien, und schwache unbeständige Brisen kennzeichneten die Grenze desselben.

Nach einer durch einen ganzen Tag andauernden Windstille verdunkelte sich endlich die Atmosphäre, schwere, gewitterähnliche Wolken umzogen den Himmel, und ein Sturm stand zu gewärtigen. Doch blieb es bei einer flauen Kühle aus Norden, aus welcher sich endlich der ersehnte Nordostpassat entwickelte und sogleich mit solcher Frische einstellte, daß er auf die Schnelligkeit unserer Fahrt den günstigsten Einfluß nahm. Schaaren fliegender Fische begleiteten das Schiff, unzählige Delfine und Palamiden, die sich oft zu beträchtlicher Höhe aus dem Wasser empor schwangen, gaben Zeugniß von unserem Eintritte in das Gebiet des nie endenden Windes.

Erwägt man die vielfachen Umstände, welche nach bekannten Naturgesetzen auf die Ausdehnung dieser dauernden Luftströmung einwirken, so wird es leicht begreiflich, wie schwer sich die Lage und Ausdehnung ihrer Grenzen nach Tagen und Stunden bestimmen lasse.

Während wir uns in der Windstille befanden, hatte die *Novara* ein Boot ausgesetzt, um die Tiefe des Ozeans zu messen; man fand aber auf 4500 Faden keinen Grund und verlor dabei den größten Theil der ausgeworfenen Lothleine.

Wir steuerten nach Süd-Westen bis wir den 30° w. von Greenwich erreicht hatten, welche Länge Maury für gute Segler als die beste erachtet, um die Linie zu schneiden.

Auf jener Länge angelangt, schlugen wir daher ganz südlichen Kurs ein und erblickten am 30. Juni die Sonne zum ersten Male am nördlichen Horizont. Der Passatwind hatte schon bedeutend abgenommen, stillte öfters und behielt im Ganzen eine östliche Richtung. Der Uebergang in den Dolbrum oder die Aequatorial-Stillenregion war nur durch wenige Augenblicke von wirklicher Windstille bezeichnet; meist flauere, südliche Brisen, zeitweise Regenböen und schwere, dunkle Wolken umzogen den Himmel.

Unser Verweilen im Gebiete der Stillen währte übrigens, Dank unserer ziemlich westlichen Länge, nicht mehr als zwei Tage, im Laufe deren die hier sehr bemerkbare Aequatorialströmung uns auch noch um ein gutes Stück westlicher trug.

Am 8. Juli hatte die Brise für einige Stunden gänzlich gestillt, und der Himmel war heiterer geworden. Der Commodore benützte dieses günstige Wetter um den Commandanten vor unserm gänzlichen Scheiden noch ein Mal zu sprechen und ihm die auf dessen fortan selbstständige Fahrt bezüglichen Befehle und Instruktionen zu übergeben. Die Windstille hatte uns über eine Seemeile auseinander gebracht; der Commodore rief durch Signal unseren Commandanten zu sich, der ein Boot ansetzen ließ und sich an Bord der Fregatte begab. —

Es war dieß unsere letzte Zusammenkunft, das letzte Wiedersehen, welches benützt wurde, um beim Mittagstische noch all der Unseren in der Heimath mit Innigkeit zu gedenken.

Der Passatwind der südlichen Halbkugel jenseits der Calmengrenze wehte uns aus Süd-Süd-Ost weit frischer entgegen als der Nordostpassat, den wir kürzlich verlassen hatten.

Zu unserem größten Erstaunen trafen wir ihn bereits auf 7° nördlicher Breite; — also ungewöhnlich und unberechnet frühe.

Wir mußten laviren um nach Süden zu gelangen und nicht durch Wind und Strömung an die Küste getragen zu werden, gewannen dadurch verhältnißmäßig ziemlich viel und näherten uns schon am Abend des 14. Juli dem Aequator so sehr, daß wir mit Sicherheit für den folgenden Morgen auf die Passirung der Linie rechnen konnten.

Wir hatten die *Caroline* bisher stets in der angeordneten Entfernung von der *Novara* gehalten, und würden gerne die nach Seemannsgebrauch herkömmliche, den Meisten unter uns noch unbekanntete Feier der Aequatorpassage mit der Fregatte vereint gefeiert haben, als kurz nach der Abenddämmerung ein unerwarteter Vorfall uns von dem leitenden Schiffe trennte.

Wir erblickten in der Richtung der *Novara* plötzlich ein intensives Licht, welches durch die bereits eingetretene Dunkelheit noch mehr erhellt wurde. Anfänglich ward es für ein Blickfeuer gehalten, das unser Commandant sogleich beantwortete

ließ; als jedoch der Schein des Lichtes zu lange währte, wuchs in ihm die Besorgniß, daß es das Feuer der sogenannten Lebensboje sein mochte, die man etwa einem Manne zur Rettung nachgeworfen hatte; er ließ allsogleich ein Boot streichen, um dabei behülflich zu sein, falls ein solches Unglück Statt gefunden, während das Schiff einßweilen haßgebrast blieb.

Das Licht brannte fort und nahm allmählig größere Dimension an, welcher, der Leuchte einer Lebensboje nicht eigene Umstand, unsere Neugierde auf das Aeußerste steigerte.

Nach einer halben Stunde kehrte das ausgesandte Boot mit der Kunde zurück, ein einfaches brennendes Theerfaß habe uns Alle in Aufregung versetzt.

Wir erfuhren späterhin, daß dieses brennende Faß zur Vorfeier des Aequatorfestes den glänzenden Wagen Neptuns vorstellen sollten, der sich durch denselben für den folgenden Morgen hatte ansagen lassen.

Die *Novara* hatte indeß keineswegs ihren Lauf gehemmt, sondern während der Verzögerung, die unsere Fahrt erlitten, einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

Bei Tagesanbruch war sie nicht mehr in Sicht. Mit der frischen Brise, welche die Nacht hindurch angehalten, mußten jedoch auch wir am 15. Juli 6 Uhr Morgens die Linie erreicht haben.

Die Mannschaft hatte schon Alles vorbereitet, um den feierlichen Augenblick mit jenem altherkömmlichen scherzhaften Feste zu begehen, an dem der Matrose hängt, wie an Allem, was seinem Handwerke angehört und demselben eigenthümlich ist.

In dem Augenblicke, in welchem sich das Schiff auf der Scheidegrenze beider Hemisphären befinden mochte, ertönte eine Stimme vom Bugspriet, welche die *Caroline* anrief. Da der Klüverbaum durch das beigesetzte Focksegel versteckt war, mochte angenommen werden, daß der Ruf aus den Tiefen des Ozeans aufsteige, denn etwas guter Wille muß bei solchen Anlässen wohl immer das Seinige beitragen. Der ganze Stab war am Hinterdecke versammelt; unser Commandant antwortete von der Leecommandotreppe der Stimme aus der Tiefe und forschte nach ihrem Begehren.

„*Bracciare a collo*“ lautete die kategoriale Antwort, und zwar in italienischer Sprache, denn der Hof Neptuns mag geraume Zeit nicht in der *Adria* gelagert und nicht gewußt haben, daß unsere Marine seit Kurzem deutsch geworden. Auf jenen Befehl wurde sogleich anscheinend haßgebrast, und aus den Fluthen stieg ein Abgesandter des Meeresgottes hervor, um die Ankunft seines Herrn und Gebieters zu verkünden; — eigentlich kam er vom Vorderkastelle unter dem Focksegel hervor.

Der Gesandte, ein junger Venezianer, Matrose, stink und launnig und stets ein gewandter, munterer Burfsche, im braunen Frack, kurze Weinkleider, Schuhe und Strümpfe gekleidet, mit papierenen Vaternördern angethan und einem zerdrückten Hute bedeckt, meldete würdevoll und in blühender Rede den nahen Besuch des Königs der Meere, welcher an Bord zu steigen gedente, um den ihm schuldigen

Tribut einzuziehen. Der Commandant sprach sein besonderes Vergnügen darüber aus, den Beherrscher des Reiches, in dem wir uns befanden, an Bord des Schiffes zu empfangen und persönlich kennen zu lernen. Der Bote verschwand und kehrte bald an der Spitze eines überaus bunten, maskenartigen Zuges zurück, der uns allen gewiß lange im Gedächtnisse bleiben wird.

Gravitatisch schritt Neptun's Vorläufer einher, — nach ihm kam die erste Gruppe heranzufahren, und ein Schlitten, aus einem Kanonenrapperte und einem Wasserfäßchen gefertigt, mit Flaggen behangen und von sechs Negern gezogen, hielt zu Füßen unseres Befehlhabers.

Ein jeder von den Negern trug eine Schwimmhose und eine dicke Lage Steinkohlencruß am ganzen Körper, — auf dem Kopfe aber eine Wischerkappe der dreißigpfündigen Schiffskanonen.

Im Wagen saß Neptun, durch einen Quartiermeister dargestellt, der auf Rauffahren den Aequator bereits sechsmal passirt hatte, und jetzt als rangsältester Liniengast den Meerergott zu spielen bernsen war. Sein Purpur bestand aus einem großen, weißen Wachsmantel; eine kleine Krone, in aller Eile durch den Waffenschmied geschnitten, zierte sein Haupt, während ein mächtiger Bart aus weißem Werge seine Züge völlig verbarg. In der Hand führte er den Dreizack — eine echte Haifischharpune, — auf derselben gespießt, prangte ein großer Fisch aus Theerleinwand, den er zum Angebinde darbrachte.

Vor dem Commandanten angelangt, erhob sich Neptun, stieg aus dem Wagen und ließ seine Gemalin Amphitrite vorsehren, die in einem ähnlichen Fuhrwerke folgte und ihr Kindlein am Arme trug.

Demüthig bat der Befehlshaber des Schiffes den Herrn der Meere um die Erlaubniß, die Segel wieder voll brassen zu dürfen, — was in Gnaden gewährt wurde. Mit allen Segeln bei und durch die frische Brise begünstiget, glitt die schmucke Caroline wieder über die Wellen dahin.

Zur Amphitrite war der Bootsmannsmaat, seiner heitern Laune und seines unerschöpflichen Vorrathes an Scherzen, keineswegs aber seiner Gestalt wegen, erwählt worden, denn er war der größte und stärkste Mann des ganzen Schiffsvolkes.

Das Kindlein — der Kleinste der Schiffsjungen — war in eine Hängematte gewickelt, hielt ein Sauglappchen im Munde und mußte von Zeit zu Zeit laut schreien, wozu der junge Triton von Seiten seiner Mutter durch gelegentliches Kneipen bewogen wurde, um sodann durch Liebkosungen wieder beschwichtigt werden zu können.

Gott und Göttin standen nun — vielleicht in etwas zu gerader, militärischer Haltung vor dem Commandanten; Ersterer begann seine Anrede mit: „Mio figlio“, konnte es aber dem gewohnten Respede des Untergebenen nicht wehren, daß sich in seine Antworten häufig ein hochachtungsvolles „Si Signore“ einschlich.

Bei der Frage: „Come sta l'augusto mio fratello, l'imperatore d'Austria e la di lui Consorte?“ ic. wurde jedoch die Verlegenheit des Meeresfürsten in

dieser für ihn so ungewöhulichen Lage, so groß, dabei so natürlich, daß unser Commandant nicht umhin konnte, ihm in seiner Rolle zu Hülfe zu kommen.

Nebst der eigenen Gattin stellte der bescheidene Neptun die übrigen Glieder seines Gefolges vor: da schritt vorerst der Arzt in einem gelben Ueberrocke und einem Paar riesiger Baternmörder gefleidet einher, als Sinnbild seiner Würde trug er unter dem rechten Arme ein bekanntes wundärztliches Instrument von der größten Dimension, in der Hand aber eine Büchse mit Assafoetida. Zunächst kam der Bartscherer an die Reihe, — eigentlich die Hauptperson bei dem Feste, da er jeden Neuling mit Wasser besprizen mußte, und von der aus Theer bestehenden Seeseife nur diejenigen verschonte, die sich durch eine Flasche Rum oder Wein loskaufen konnten; daß sich demnach der ganze Stab hiedurch vor der lästigen Operation des Eintheerens bewahrte, ist leicht faßlich.

Nicht so wohl erging es unserm Handels-Agenten, Herrn Fabel; da sich nur eigentliche Seeleute loskaufen dürfen, so mußte er sich der Taufe unterziehen. Ein Matrose war sogar böshast genug, ihm verstohlener Weise das Ende eines Wasserschlauches in die Tasche zu spielen, worauf die schon bereit gehaltene, große Pumpe in Thätigkeit gesetzt wurde, die ihn weit mehr näßte, als zur Taufe eben erforderlich gewesen wäre. Von der Mannschaft wurde Mancher geschoren, und Alle zum größern Nachdrucke reichlich mit Wasser übergossen.

Als weniger hervorragende Masken mögen noch die Amme des Kindes, — ein stämmiger Matrose in ebenfalls improvisirter Frauenkleidung, dann der Schooßhund der Amphitrite, — ein Marsgast in einem ungekehrten Zottenmantel gehüllt und mit schweren Ketten beladen — Erwähnung finden. Alle an dem Mummenscherze Mitwirkenden mußten Veteranen der Linie sein, von denen es an Bord der Caroline allerdings nur wenige gab.

Den Zug beschloß unser kleines Musikkorps, welches zu diesem Ende auf das Lächerlichste angethan war. Die Füße hatten die Musiker in die Ärmel von braunen Matrosenmänteln gehüllt, und sich auf diese Weise eine neue Art Beinkleider geschaffen, den Körper malerisch mit den buntesten Signalflaggen drapirt und zur Kopfbedeckung die Schöpfelchen verwendet, welche die Menagen für die Suppe gebrauchen. Sämmtliche Instrumente waren in voller Thätigkeit.

Die Götter dürstete es, es war daher nöthig, sie nach ihrer weiten Reise aus der tiefsten Tiefe gehörig zu laben. Es wurde ihnen Böslauter servirt, worauf Seine göttliche Majestät versicherte: in ihrem Reiche fließe kein solches Wasser.

Endlich entwickelte sich der Tanz, bei dem nicht nur jeder militärische Rangunterschied schwand, sondern die Offiziere sich sogar sehr glücklich erklärten, mit dem Gefolge des Wasser-Autokraten tanzen zu dürfen. —

Das ganze Schauspiel endete vor dem Großmaste mit einem heißen Punsch, den der Commandant der Equipage austheilen ließ, während er einseitigen am Hinterdecke seine Offiziere zu einem kleinen Frühstücke vereinte. —

Ein lautes Lebehoch auf Se. k. k. apost. Majestät und ein zweites Seinem erlauchten Bruder geweiht, ertönten bei unserem Eintritte auf die südliche Semi-

sphäre, während wohl noch jeder Einzelne von uns bei dem Gedächtnisse der theueren Lieben in der Heimath manch anderen Ruf in der Brust verklingen ließ.

Eine frische, wenn auch nicht ganz günstige Brise geleitete uns bald völlig in die südliche Breite. Die Strömung wurde gegen Süden zusehends schwächer und wir konnten mit etwas mehr Vortheil laviren, als in den letztverfloßenen Tagen. Bei einem Gange auf entgegengesetzten Halsen erblickten wir am 17. abermals die *Novara*, auf die wir sofort zusteuerten, um ihr Kielwasser wieder zu gewinnen. Wir segelten nun bis zum 20. Juli mit der Fregatte vereint bis der Commodore am Morgen des genannten Tages den folgenden Befehl signalisirte: „Das unterstehende Schiff trenne sich vom Commandirenden, um seinen Weg selbstständig zu verfolgen und seine Commission zu vollführen“. Die beiden Flaggen begrüßten sich zum letzten Male, worauf die *Caroline* wendete, um in möglichst gerader Linie *Pernambuco* zu gewinnen, das wir zuerst berühren sollten. Die *Novara* wollte hingegen ihren östlichen Kurs noch einige Zeit fortsetzen; um Mittag war sie unserem Gesichtskreise entrückt, um uns auf dieser Reise nicht wieder zu begegnen. Wir kreuzten nun fort gegen Süden und steuerten am Vormittage des 22. Juli ein wenig nach Süd-Ost, um uns der Küste zu nähern, welche der geführten Rechnung gemäß nicht mehr fern sein konnte; in der That ward um 9 Uhr Morgens aus dem *Vormars* Land gemeldet, das man eine halbe Stunde später auch vom Verdecke aus wahrnehmen konnte.

Die Küste Brasiliens zwischen dem *Cap San Roque* und *Pernambuco* ist ein unansehnlicher, beinahe flacher Landstrich, dessen einzelne Theile sich leichter durch die Färbung des Bodens u. z. durch große, röthlich-gelbe Sandstreifen, die an einigen Stellen dem Schiffer ins Auge treten, als durch die fast gänzlich gleichmäßige Terraingestaltung unterscheiden lassen.

Nach der von uns beobachteten Breite und der Schilderung, die das Werk des französischen Admirals *Baron Koußin* von den Küsten Süd-Amerika's entwirft, konnte man das vor uns liegende Gestade für die *Barreiras do Inferno* halten. An einer Stelle, an welcher *Koußin's* Karte keine Lohungen angibt, wurden solche in angemessenen Zwischenräumen vorgenommen, und man fand 5 Meilen vom Lande eine Tiefe von 9 Faden.

Das Resultat dieser Messung wurde auf einem Plane verzeichnet, in der Hoffnung durch diese, wenn auch unbedeutende Arbeit doch vielleicht einigen Nutzen für die Schifffahrt gestiftet zu haben, da die Kenntniß jener Tiefen bei dem Umstande von nicht geringer Wichtigkeit ist, als Schiffe, die dem Südpassate, wie es uns diesmal widerfuhr, noch in ziemlich nördlichen Breiten begegnen, die Linie erst auf dem 34. Längengrade schneiden können, dann aber, um die stärkere Strömung zu vermeiden, die Nähe der Küste aufsuchen müssen, welche bei der flachen Terraingestaltung so schwer erkennbar ist.

Die Aequatorialströmung ist übrigens nicht constant; wenn sie eintritt, nimmt sie ihren Lauf von Süd-Osten nach Nord-Westen und kann von der durchschnittlichen Stärke eines Knotens stündlich angenommen werden. Während die *Corvette* zum

Lothen aufgebraßt lag, entdeckte man in der Ferne ein bemastetes Floß, das, fast bei dem Winde segelnd in der Richtung gegen unser Schiff heran kam. Auf dem Floße befanden sich zwei halbnaakte Männer, von denen einer das Ruder führte, während der andere, sich an den Mast anklammernd, möglichst nach der Luvseite sich hinaus neigte, um dem überkrängenden Fahrzeuge das Gleichgewicht zu halten.

In der Absicht dasselbe näher zu betrachten, ließ unser Commandant dasselbe an das Schiff herankommen; wir erfuhren, daß diese Boote (wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen darf), Jangada genannt werden. Sechs kleine Stämme zu einer Fläche vereinigt, bilden den Boden des Floßes den keine Erhöhung umgibt, welche das Eindringen des Seewassers, oder den Verlust von Gegenständen zu verhindern vermöchte. Allerdings wäre dabei auch wenig zu verlieren, denn die ganze Habe dieser armen Leute bestand aus einem spitzen, als Anker dienenden Steine, einem Brette, welches als Schwert gebraucht die Abtrift bei dem Winde vermindern soll, während zwei Kürbisse, von denen einer mit ein paar Hände voll Maniokmehl, der andere mit süßem Wasser gefüllt war, die einzige, frugale Nahrung enthielten.

Wir ließen die beiden Männer an Bord steigen und forderten sie auf uns nach Pernambuco zu begleiten, um uns die Orte an der Küste zu nennen. Auf ihre freudige Zusage ließen wir ihr Floß einschiffen, während sie selbst zunächst gereinigt und mit Kleidern versehen wurden, die ihnen fast gänzlich mangelten.

Nach beendeten Lothungen setzten wir die Reise fort, ohne jedoch allzugroßen Nutzen von unseren Lootsen ziehen zu können, denn einmal aus dem Gesichtskreise ihrer Heimath entfernt, waren sie nicht minder fremd, als wir. Sie schienen halb wild und gafften neugierig Alles an, was ihren Augen auffiel, selbst die sie umgebende größere Anzahl Menschen schien Eindruck auf sie zu machen. Die Bewohner dieser Küste verlassen ihren Geburtsort nur selten, um durch Fischen ihren Lebensunterhalt zu suchen, wobei sie sich auf ihren Flößen, mit den Füßen stets im Wasser stehend, oft dreißig Meilen weit in die offene See hinaus wagen, dagegen ist ihnen ihre nächste Nachbarschaft am Lande gänzlich unbekannt. Einer dieser neuen Schiffsgenossen galt sogar für einen gereisten Mann, da er, wie er in gebrochenem Portugiesisch mit großer Selbstbefriedigung erzählte, in seiner Jugend einmal in Pernambuco gewesen.

Nach vier Tagen beständigen Lavirens gegen Strömung und frische Brise, gelangten wir am 27. Juli in Sicht des schön gelegenen Olanda, der nördlichsten der Städte, welche Pernambuco bilden, von den drei andern noch fünf Seemeilen entfernt.

Am 28. Vormittags ankerten wir auf der Rêbe de Pernambuco, da der Tiefgang der Corvette es nicht gestattete sie über die, den Binnenhafen sperrende Barre zu führen.

Der Ankerplatz auf der Rêbe, wegen seichten Wassers und felsigen Untiefen noch zwei Meilen vom eigentlichen Hafen gelegen, könnte nicht ungünstiger gedacht werden; er ist allen herrschenden Winden von Süden bis Nord-Nord-Ost ausgesetzt, und gewöhnlich von hohem Seegange heimgesucht.

Der Anblick Pernambuco's aus solcher Entfernung kann nur ein allgemeines, panoramaartiges Bild liefern, da er das Hervortreten einzelner Parthien nicht gestattet — bringt aber im Ganzen einen angenehmen und vortheilhaften Eindruck hervor.

Das eigentliche Pernambuco besteht wie bereits erwähnt aus drei, durch Wasserarme getrennten Städten von beträchtlicher Größe, welche von Norden nach Süden sich ausbreitend längs der Küste angelegt sind. Die erste, auf einer schmalen Landzunge am Meeresufer gelegen, schließt mit dem ihr gegenüber liegenden Felsenriffe den Hafen ein, und führt von diesem natürlichen Damme den Namen Recife, die nächste auf einer Insel des Flusses Capibaribe erbaute wird Boa Vista, endlich die am Festlande befindliche St. Antonio genannt. Alle drei Städte sind durch eine schöne, breite Hauptstraße durchschnitten, die sich über die, sie verbindenden Brücken in gerader Linie fortzieht. Der Ausfuhrhandel hat seinen Hauptsitz in Recife, wo das rege Treiben einer Hafenstadt herrscht, welche auf einen hohen Rang unter den Handelsplätzen Brasiliens Anspruch erheben kann. Die Bewohner Pernambuco's halten Olinda für den ältesten Bestandtheil ihrer Stadt, der aber, auf dem Abhange eines Hügels gelegen, keinen Hafen besitzt, und vom Centralpunkte des Handels zu weit entfernt im Laufe der Zeit den neueren Stadttheilen an Bedeutung zurücksehen mußte.

Als einer der Hauptmittelpunkte des europäischen Handels an dieser Küste, erfreut sich Pernambuco eines blühenden Wohlstandes und sieht einer fortwährenden Entwicklung entgegen. Das umliegende Land ist reich und mit der üppigsten Vegetation dieses tropischen Himmelsstriches gesegnet; auf wenige Meilen im Innern hemmen schon dichte Urwälder die Schritte des Forschers — dort wo die Kultur hingedrungen, haben jedoch die Erzeugnisse des Bodens ihre volle Entfaltung erreicht. — Die zartesten Thiere sind hier heimisch, und sowohl Flora und Fauna zeugen von einer herrlichen, von Gott wahrhaft begünstigten Natur.

Der k. k. Consul, Hr. Bieber befand sich schon seit längerer Zeit in Geschäften abwesend und hatte die Führung des Consulats seinem Associe Hrn. Feuerherd übergeben, der uns als Vorstand dieses Amtes bei unserer Ankunft empfing. In dienstlicher Hinsicht schulden wir den freundschaftlichen Bemühungen dieses Agenten manche Erleichterung bezüglich der Vollführung der unserm Commandanten gewordenen Aufträge, und zahlreiche Aufmerksamkeiten, deren wir während unsers Verweilens in Pernambuco durch seine Vermittlung theilhaftig wurden, verpflichten uns Alle zum aufrichtigsten Danke.

Gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft begab sich der Handelsagent zum Herrn Consulatsverweser und wurde durch ihn in alle Handels-Verhältnisse der Stadt und der Provinz eingeweiht und mit den Einzelheiten derselben gründlich vertraut gemacht.

Nach den üblichen offiziellen Besuchen, welche uns durch einige Tage in der Stadt festhielten, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit dem Studium von Land und Volk und vor Allem dem Anblicke der herrlichen Natur zu. Pernambuco hat eine Bevölkerung von 65.000 Seelen, welche in drei Klassen streng gesondert ist.

Es kommen hiebei zuerst die eingebornen Brasilianer in Betracht, die zum Handel und Ackerbau meist unfähig von ihren fargen Einkünften leben, mit denen sie sich begnügen, weil sie jede Anstrengung scheuen, die eine Vermehrung derselben bringen könnte; dann die angesebelsten Europäer, größtentheils Deutsche, alle handeltreibend, fleißig und arbeitsam, daher wohlhabend und oft reich; endlich die Neger von der Küste Africa's, welche die arbeitende Klasse bilden und mit wenigen Ausnahmen Sklaven sind. Die fernere Einfuhr der Letzteren ist zwar seit dem Jahre 1850 durch ein Staatsgesetz untersagt, wird aber demungeachtet noch mittelst nur schwach gesteuertem Schmuggelhandels lebhaft betrieben.

Die Corvette *Caroline* verweilte nur fünf Tage auf der Rade von Pernambuco und lichtete den Anker am Morgen des 3. August.

Nach einem Tage Kreuzung gewann der Wind eine östlichere Richtung und gestattete uns der Küste entlang geraden Cours auf Bahia zu steuern, wo wir nach fünfägiger Fahrt am Abende des 8. August in der Allerheiligenbucht ankerten. Gleichzeitig lief ein englisches Vollschiff ein und blieb am Eingange der Bai. Um ein Uhr nach Mitternacht kam ein brasilianisches Kriegsboot gegen unser Fallreep; von der Schildwache angepreit, antwortete der Führer in englischer Sprache, und erkundigte sich, ob unser Schiff die *Caroline* sei. Als der Wachoffizier nach seinem Begehren frug, erklärte der Bootsführer, gekommen zu sein, um uns die im Augenblicke nöthigste Hilfe zu leisten und nachzusehen, was das Schiff am dringendsten brauche. Auf die Versicherung, daß die Corvette keiner wie immer gearteten Dienstleistung bedürfe, entgegnete der brasilianische Offizier fast ärgerlich, man habe so eben aus Land berichtet, daß seit mehreren Tagen Feuer an Bord unseres Schiffes herrsche. Es waltete offenbar eine Verwechslung mit unserem Reisegefährten ob, der gleich nach dem Ankern ein Boot aus Land geschickt hatte: sein Schiff hieß gleichfalls *Caroline*, war mit Kohlen geladen und braunte schon seit fünf Tagen.

Auf diese Kunde hin entsendeten auch wir ein Boot, um vereint mit den Brasilianern Hilfe zu leisten. Der Kapitän lehnte jedoch dankend diesen Antrag ab, denn er wagte es nicht, die Luken zu öffnen und zog es vor, den kommenden Tag abzuwarten, um das Schiff aus Land zu fahren, es unter der Wasserlinie anzubohren und so dessen gänzliche Zerstörung zu vermeiden. Am folgenden Tage wurde es auch wirklich durch einen Dampfer nach einer seichten Stelle geführt, als man aber das Wasser einließ, öffnete sich das Schiff, und es konnte weder Ladung noch Körper gerettet werden.

Beim Flaggenhissen begrüßten wir die Stadt mit 21 und die anwesende Contre-Admirals Flagge mit 13 Kanonenschüssen.

Durch einen unglücklichen Zufall entzündete sich beim Laden eines Geschüzes die eingeführte Kartuse und riß dem damit beschäftigten Matrosen den rechten Arm weg. Der Verwundete wurde ins Landspital gebracht und die Amputation von unseren Ärzten glücklich ausgeführt.

Auch der hier residirende österreichische Konsul war eben geschäftshalber nach Europa gereist; als sein Stellvertreter stellte sich noch am Morgen desselben Tages

Herr Neussel vor. Bahia, die ehemalige Hauptstadt Brasiliens erhebt sich am östlichen Gestade der Allerheiligenbucht, und bietet nach der See hin einen wahrhaft malerischen Anblick. Sie kleidet den Kamm eines von Norden nach Süden ziehenden Hügel und endet auf der Ausläuferkuppe desselben in den Vorstädten Victoria und N. S. da Graça, welche aus netten Landhäusern der Bewohner Bahia's bestehen. Die eigentliche Stadt enthält den Regierungspalast und die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, unter denen das Theater, auf einem schönen Plage frei stehend, die ganze Anhöhe zu beherrschen scheint. Von da gelangt man auf einer steilen Rampe nach der Unterstadt, wo sich das emsige Treiben regen Handels entfaltet, wo sich die Magazine und Comptoirs der Geschäftsleute befinden, und in hübschen Lagern der Kleinhändler größtentheils eingeführte Waaren feilgeboten werden.

Die Unterstadt ist das Bild der Regsamkeit und des industriellen Fleißes; in den Straßen wimmelt es von Handeltreibenden aller Art, und man begegnet Tausenden von Negern, welche meist zu zweien, oft aber auch in viel größerer Anzahl schwere Lasten an Stangen auf den Schultern tragen, zu welchem Behufe sie sich durch fortwährendes Ausstoßen unartikulirter jedoch im Zusammenklänge dennoch nicht ganz unharmonischer Laute im Takt zu erhalten suchen. Neger sind es gleichfalls, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Stadttheilen vermitteln, da sich Brasiltianer wie Europäer gedeckter Stühle, als des einzigen Beförderungsmittels bedienen, die von zwei Schwarzen getragen werden und die mühsame Ersteigung des sehr steilen Weges nach der oberen Stadt erleichtern. Die vielen Waaren, welche täglich aus den Schiffen gelöscht und durch die Straßen an ihre Bestimmung gebracht werden, tragen wenig bei, die Keilichkeit in der Unterstadt Bahia's zu erhöhen, welche auch selten von den wohlhabenderen Kaufleuten bewohnt wird; dieselben ziehen es vor, die Mußestunden in der, einen stillen, gemüthlichen Landausenthalt bietenden Vorstadt Victoria zu genießen. Hier sind es die hübschen, niedlichen Villen der Europäer und einiger Eingeborener, welche mit ihren terrassenförmig den Bergabhang bedeckenden Gärten dem Fremden zulächeln und gastfreundlich ihre Thore öffnen. Man wähnt sich eher in einem Parke, als in der Vorstadt eines großen Hafenplatzes. — Alles trägt hier das Gepräge wahrer europäischer Cultur, richtigen Geschmacks und eines durch eigenen Fleiß erworbenen, blühenden Wohlstandes.

Bahia mag eine Gesamtbevölkerung von 135,000 Seelen zählen. Die Stadt ist der Sitz der Provinzialregierung, eines Erzbischofes und der Standort eines Geschwaders, welches unter dem Befehle eines Contre-Admirals steht. Ein See-arsenal von ziemlichem Umfange nimmt einen Theil des Strandes ein, wird jedoch nicht zum Schiffbau sondern nur zur Ausbesserung der alten, schon vorhandenen Fahrzeuge benützt, obgleich die Provinz die schönsten Wälder und daher Ueberfluß an vorzüglichem Bauholz hat.

Es steht jedoch in Brasilien mit der Marine wie mit dem Lande selbst, welches einem Riesen gleicht, der kaum die Kraft besitzt, seinen ungeheuern Körper aufrecht zu erhalten, und wohl niemals im Stande sein wird, seine Gliedmassen vortheilhaft auszubenten.

Die Rhyde von Bahia bildet den östlichen Theil der Allerheiligenbai Bahia de todos os Santos, welche der Stadt ihren Namen gibt und einen Umfang von nahezu neunzig Seemeilen mißt. Viele mitunter schiffbare Küstenflüsse münden in diese Bucht, unter welchen der Caroeira der bedeutendste ist. Ruderboote und größere Segelbarcken unterhalten den Verkehr zwischen der Hauptstadt und dem Innern des Landes — ein kleiner Dampfer geht wöchentlich nach den an den Ufern des Caroeira liegenden Dörfern ab. Blühende Städte gibt es daselbst jedoch nicht, und das Land muß all den reichen Spenden der Natur zu Troze dennoch arm genannt werden. Die Indolenz des Landvolkes, die Lichtung der Bevölkerung durch die jüngst ausgebrochene Cholera und das jährlich periodisch herrschende gelbe Fieber, welches fremde Auswanderungen ferne hält, tragen hauptsächlich zur Vernachlässigung dieses vorzüglichen Bodens bei, welcher — der beste Brasiliens — bei all seiner herrlichen Vegetation dennoch brach und unausgebeutet liegen bleibt.

Das große Becken, dessen Gestade uns nun einschließen, die Bahia de todos os Santos ist nach Osten hin geöffnet; auf dem Vorgebirge Sant Antonio steht ein Leuchthurm innerhalb einer Batterie, welche — wie es scheint — die Einfuhr zur Bucht verhüten soll. Ein größeres Fort erhebt sich auf einer Insel im Hafen — ungefähr zwei Kabellängen von der Stadt — und bestreicht die Rhyde nach allen Seiten. Ein rothes Licht auf demselben warnt vor einer Untiefe, die beiläufig 150 Faden westwärts liegt und überdieß noch an Ort und Stelle durch eine Boje angegeben wird.

Selten überschreitet man diese Linie; der beste Ankerplatz für Kriegsschiffe liegt dem öffentlichen Garten gegenüber, welcher letzterer durch seine dichtbelaubten, hohen Mangobäume schon von Weitem kenntlich ist. — Kauffahrer legen sich gewöhnlich vor das Arsenal und die an den Quais dicht gereihten Magazine.

Der Ankergrund ist gut und hat im Durchschnitte 9. bis 11. Faden Wasser.

Die brasilianische Escadre, welche sich damals im Hafen von Bahia befand, bestand zunächst aus zwei Corvetten, von denen die eine die Contre-Admirals Flagge führte, — dann einem Schraubendampfer und mehreren kleinen Fahrzeugen. Der Contre-Admiral, Namens Parker, vormals englischer Offizier, war mit Lord Cochraue aus Buenos-Ayres gekommen, woselbst beide dem Diktator Rosas Dienste geleistet. — Dort übel belohnt, hatte sich Cochraue nach Brasilien gewendet und war nebst den ihn begleitenden Offizieren vom Kaiser im Seewesen angestellt worden; von all diesen Offizieren war nur Admiral Parker im Lande zurückgeblieben, um sich der Mühe zu unterziehen, aus den brasilianischen Schiffen eine Kriegsmarine zu bilden.

Nachdem in Kürze der Stadt erwähnt worden, ist es an der Zeit, von ihren Bewohnern zu sprechen, denn ihnen verdanken wir ja den guten Eindruck, den Bahia in uns zurückgelassen, und den herzlichen Empfang, mit welchem unsere Reise so freundlich begann.

Auch hier ist zwischen Eingeborenen und Angeseidelten eine scharfe Linie gezogen und nur selten nähern sich durch eheliche Verbindungen einzelne Familien des europäischen Theiles dem strengen abgeschlossenen Kreise der Brasilianer.

Zu Letzteren gehört vor Allem die erste Persönlichkeit Bahia's, der Präsident und Statthalter der Provinz, Herr Sinimbu, ein allgemein verehrter und hochgeachteter Mann, dessen Gattin eine Deutsche ist. Die Fremden-Colonie besteht meist aus Engländern, Franzosen, vorherrschend aber aus Deutschen, von denen beinahe alle angesehenen Persönlichkeiten mit der Consular-Vertretung europäischer Staaten betraut sind. Wir nennen unter denselben mit Vergnügen den preussischen Consul Herrn Kleinschmidt, Herrn Gultzow, Consul für Hamburg, den damaligen österreichischen Consular-Verweser Herrn Neussel, und viele andere deutschen Stammes und Blutes, die uns mit inniger Herzlichkeit in ihren Kreis aufnahmen.

Könnten wir dem Drange der Erkenntlichkeit folgen, so müßten diese Blätter unseren Dank jedem Einzelnen von den Vielen aussprechen, die ihre Häuser dem Offizierskorps der Corvette gastlich geöffnet haben und uns durch wahre Herzlichkeit nach so kurzem Zusammenleben den Abschied überaus schwer gemacht, allein für den Leser böte diese Liste nur ein trocknes Verzeichniß von Namen, die blos für uns die Erinnerung an wahrhafte, biedere Zuneigung und seltene Gastfreundschaft wach rufen.

Es nahte das Geburtsfest Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, zu dessen Feier wir die Gesellschaft Bahia's einluden, den Abend des 18. August an Bord der Caroline zuzubringen, um ihr das seltene Schauspiel eines Schiffballes zu bieten. Das regnerische Wetter erheischte jedoch eine Vertagung des Festes für den folgenden Abend, an welchem sich der Präsident mit den höchsten Autoritäten der Stadt, der Contre-Admiral und der Truppen-Commandant mit zahlreicher Suite, die Consuln aller hier vertretenen Mächte, dann der Commandant und die Offiziere der Tags vorher angekommenen englischen Corvette, sowie jene einer hier geanderten französischen Kriegsbrigg an Bord unseres Schiffes einfanden. Viele Damen, Brasilianerinnen und Fremde zierten durch ihre Gegenwart unsern schwimmenden Saal, der für diesen Abend zu einem Garten umgeschaffen worden war.

Das Fest hatte sich allgemeinen Beifalles zu erfreuen, — selbst die französischen und englischen Offiziere waren so freundlich uns zu versichern, daß sie nie Ähnliches an Bord einer Corvette gesehen; eine schmeichelhafte Anerkennung, die wir wohl mehr der Nachsicht unserer Gäste als dem Werthe dessen verdanken, was ihnen geboten wurde.

Noch einige Tage verweilten wir in Bahia, um die nächste Umgebung der Stadt kennen zu lernen, dann nahmen wir Abschied von unseren uns so lieb gewordenen Freunden und lichteten am 31. August den Anker um zunächst nach Rio de Janeiro zu steuern. Der Küste entlang segelnd, hielten wir uns doch zu weit entfernt, um Land ausnehmen zu können; die Reise glich diesmal einer Spazierfahrt und war stets vom schönsten Wetter begünstigt; vortheilhafte Brisen brachten uns rasch dem Ziele näher.

## IV. Rio de Janeiro.

Am 8. September um 10 Uhr Vormittags wurden zwar schon die Höhen sichtbar, welche sich zu beiden Seiten der Einfahrt in die Bucht von Rio de Janeiro erheben; die Corvette gewann aber, obwohl mit allen Segeln bei, vor der schwachen Brise nur wenig Weg, und gelangte erst um 2 Uhr Nachmittags auf eine Entfernung von ungefähr 6 Meilen von Rio.

Hier liegen die kleinen Inseln Redonda und Raza zur Linken; Pai und Mai (Vater und Mutter) zur Rechten, gleichsam Außenwerke des großen Hauptthores zu diesem Welthafen bildend. Alle vier sind bewaldet, die Insel Raza wird auf ihrem höchsten Punkte von einem Leuchtturme gekrönt.

Im Hintergrunde breitet sich eine mächtige Gebirgskette aus, welche bis an die See reicht und nur deshalb durchbrochen zu sein scheint, um die Bildung einer Bucht zu ermöglichen, deren Schönheit und Sicherheit sie im Vereine mit ihrer kommerziellen und politischen Wichtigkeit zu einem der ersten Häfen des Erdballes gestaltet.

Diesen Gebirgszug überragen in kühnen Umrissen die scharfen Zacken des Corcovado, der Gavia und der Trmãos, während der Zuckerhut in unmittelbarer Nähe des Einganges als Niesenwache aufgestellt scheint. Die ebengenannten Berggipfel und Rücken in ihrem Zusammenhange bilden von der See aus gesehen, die Figur eines auf dem Rücken liegenden Mannes, als dessen Kopf die Gavia gelten kann, während die Spitze des Zuckerhutes als dessen Füße erscheinen; das Profil des Gesichtes ist scharf ausgeprägt, von römischem Schnitte und soll dem englischen Admiral Lord Hood sehr ähnlich sein, weshalb man die Gaviakuppe nicht selten auch Lord Hood's Nase nennen hört.

Noch konnte man die einzelnen Punkte im Innern der Bai nicht unterscheiden, doch bald frischte die Brise mehr und mehr auf und die Corvette schoß mit einer Geschwindigkeit von neun Knoten in der Stunde durch den tiefblauen Spiegel dem Felsenthore zu, das uns bis nun die von ihm verwahrten Herrlichkeiten verdeckt hatte. Die Einfahrt wird durch zwei starke Forts vertheidigt, von denen das eine — Santa Cruz — auf der nördlichen Landzunge, das andere — São João — auf der kleinen Insel Lago in der Verlängerung der nordwestlich vom Zuckerhut auslaufenden Landspitze liegt. Beide führen ihren Namen von den Plätzen, auf denen sie angelegt sind; das letztere steht à fleur d'eau und wird manchmal nahezu überschwemmt. Von dem Fort Santa Cruz aus werden die ein- und auslaufenden Schiffe mit einem Sprachrohre angerufen und müssen Namen, Flagge und Bestimmung angeben.

Bald befanden wir uns innerhalb dieser beiden Vorsprünge und die ganze Bai mit ihren herrlichen Ufern lag nun in ihrer ganzen Schönheit vor unsern Augen entfaltet.

Dem Einfahrenden zur Linken liegt im Vordergrunde das kleine, liebliche Städtchen Votafogo, hinter welchem sich ein schön bewaldetes Hügelland, über demselben aber in der Ferne der mächtig beherrschende Corcovado erhebt. Weiterhin, durch einen von diesem Berggipfel auslaufenden, niedrigen Felsenrücken, von Votafogo getrennt, liegt die Vorstadt Catete und der Morro da Gloria, ein Hügel, dessen Gipfel durch eine Kirche gekrönt ist, welche über die, auf dem Abhange liegenden Häuserreihen wie ein Hirt über seine Heerde zu wachen scheint. Jenseits desselben breitet sich Rio selbst aus, ein Meer von Gebäuden mit den stolz darüber hinweg ragenden Thürmen und Kuppeln.

Vor der Stadt ziehen sich in der Richtung von Osten nach Westen die Inseln Billaganhão, dos Ratos (die Matteninsel), und das Cobras (die Schlangensinsel) alle mit Häusern bedeckt, die erstere überdies noch stark befestigt.

Im Süden wird die freie Uebersicht durch die Ilha do Governador, die größte der Inseln Rio's versperrt, welche den großen Binnenhafen vor der Stadt einschließt.

Jenseits der Insel erheben sich im fernen Hintergrunde die blauen Massen des Orgelgebirges, dessen wahrhaft orgelähnliche Spizen zur Regenzeit gewöhnlich in Wolken gehüllt sind. Rechts endlich entwickelt sich das ganze östliche Ufer der Bai mit den kleinen Orten Praia grande und São Domingo bis zur Spitze von Santa Cruz vor dem Auge des Beschauers.

Zahllose Fahrzeuge aller Größen und Gattungen gleiten auf der ruhigen Wasserfläche dahin, in der sich der reine, tropische Himmel spiegelt; eine große Anzahl kleiner Dampfer, welche die Verbindung zwischen den verschiedenen Punkten des ausgedehnten Gestades unterhalten, durchschaufern eifrig den großen Hafen und beleben das herrliche Bild.

Von Billaganhão bis hinter der Schlangensinsel liegen Schiffe aller Nationen geankert, den eigentlichen Mastenwald aber erblickt man erst zwischen den Inseln Ratos und Cobras in der Nähe des kaiserlichen Seearsenals. Die Kriegsschiffe ankern weiter westlich zwischen der Matteninsel und Billaganhão. Der ganze Meerbusen hat eine durchschnittliche Breite von 4—5 Meilen, und während er sich an seiner Mündung bis zu einer halben Meile verengt, mündet er von Osten nach Westen, von vielen kleineren und größeren Inseln bedeckt in seiner größten Längen-Ausdehnung wohl nahe an 20 Meilen.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichte die Corvette den Punkt, den der Commandant auf dem Plane als Ankerplatz anerkoren und ankerte in 11 Faden Wasser feinem Sandgrunde, zwischen der Schlangens- und Matteninsel. Der Hafens-Capitän und die Sanitäts-Behörde kamen alsbald an Bord und ertheilten uns freie Pratik; vom Ersteren erfuhren wir, daß die Novara an demselben Tage von hier abgefegelt sei, an welchem wir Bahia verlassen hatten.

Bei unserer Ankunft lagen verschiedene fremde Kriegsschiffe im Hafen, von denen eine brasilianische Corvette so wie die amerikanische Fregatte St. Lawrence Stander, der englische Zweidecker Cumberland und die französische Fregatte

Poursuivante Contre-Admirals Flaggen führten. Die spanische Fregatte *Villa de Bilbao* ankerte vor dem Arsenale zur Herstellung ihrer Takelage, welche sie während eines Orkans an der Küste zu kappen gezwungen war.

Nachdem wir die brasilianische Flagge mit 21 Kanonenschüssen salutirt hatten, begrüßten wir die vorhandenen Distinktionsflaggen der Admirale und Commodore in jener Reihenfolge, in welcher dieselben der Corvette die üblichen Ehrenbezeugungen erwiesen hatten. Rio de Janeiro besteht aus der eigentlichen Stadt und den Vorstädten, deren es nicht weniger als eilf gibt. Die eigentliche Stadt liegt auf einer niedrigen Landzunge, während sich die Vorstädte auf und zwischen den, dieselben umgebenden Hügeln ausbreiten.

Die Stadt mit ihren Vorstädten, welche zusammen die große Cidade de São Sebastião ausmachen, soll 170.000 Einwohner zählen, worunter beinahe zur Hälfte Sklaven und Fremde.

Handel und Gewerbe werden nur in der Stadt selbst betrieben, deren lange gerade Straßen ein Bild der Regsamkeit liefern, welches zu schildern vergeblich, wäre. — Die Straßen breiten sich neßförmig über die Stadt aus und schneiden sich im rechten Winkel, sind jedoch sämmtlich schmal, düster und schlecht gepflastert; die zahlreichen Waarenmagazine, welche der Verkehr in riesenhaftem Maßstabe hier aufgehäuft hat, sind gleichfalls keineswegs geeignet, diesen Stadttheil wohnlicher und angenehmer zu gestalten.

Diejenigen, die keine Geschäfte zu besorgen haben meiden daher den Aufenthalt in der inneren Stadt und selbst jene Kaufleute, die sich einigen Wohlstandes erfreuen, schiehen die Stätte ihrer täglichen Mühen und suchen Ruhe und Erholung in ihren anmuthigen, schön gelegenen Villen, theils im reizenden Catumbi theils in dem lieblichen Parangeiras oder dem heimlichen, von dem Getümmel der großen Stadt gänzlich abgeschlossenen Botafogo.

Daher kommt es, daß in Rio de Janeiro kein geselliges Leben herrscht, da die großen Entfernungen es unmöglich machen, auf die Länge der Zeit gesellschaftliche Verbindungen zu unterhalten. Selbst unter unseren deutschen Landsleuten ist das Bestehen eines so innigen Verhältnisses, wie jenes, welches uns in Bahia so angenehm überrascht hatte, in der Hauptstadt kaum denkbar.

Verstreuung wird dem Fremden, dem das Innere der Familienkreise verschlossen ist, nur in den fünf Theatern geboten, von denen das große Opernhaus, ein seiner Bestimmung würdiges Gebäude, gewöhnlich für italienische Opern bestimmt ist. Französische Schauspiele werden in einem kleineren Theater, Charakterstücke und Lokalpossen in portugiesischer Sprache in den übrigen Schauspielhäusern aufgeführt. Ein leider zu wenig besuchter, aber am Meeresufer schön angelegter, schattiger Volksgarten (Passeio publico) beschließt das kurze Verzeichniß der öffentlichen Belustigungsorte Rio's.

Die öffentlichen Gebäude sind weder bezüglich ihres Aussehens noch der Anzahl wegen erwähnenswerth — das großartige Misericórdia = Hospital

etwa ausgenommen, in dessen Beschreibung wir dem ärztlichen Berichte der Corvete nicht vorgreifen wollen.

Ein Gleiches gilt von dem in *Votafogo* gelegenen Irrenhause, welches ursprünglich ein kaiserlicher Palast werden sollte. Ein solcher befindet sich in der inneren Stadt auf einem freien Platze, nahe am Hafen, ohne durch das äußere Ansehen Kunde von seiner hohen Bestimmung zu geben; — nur die vor demselben stehende Ehrenwache verräth dem Fremdling, daß er sich vor dem Residenzschlosse des Beherrschers eines mächtigen Kaiserreiches befindet, welches mehr als hunderttausend Geviertmeilen im Flächenraume mißt.

Der Kaiser benützt dieses Gebäude jedoch nur mehr zu Audienzen und bei sonstigen feierlichen Anlässen, bewohnt aber größtentheils den entfernten Palast *St. Christoph* und bringt überdies einige Monate des Jahres in *Petropolis* zu.

Das Zollhaus und die Börse enthalten zwar geräumige Hallen, sind aber keineswegs in großartigem Style erbaut — ebenso ist das an der Nordseite der Stadt gelegene Seearsenal von keiner Bedeutung. Rio entbehrt demnach aller Gebäude von wahrhaft architektonischem Werthe, was auch bezüglich sämmtlicher Kirchen der Hauptstadt gilt, während doch sonst beinahe in allen katholischen Ländern Kunst und Gewerbsfleiß in Ausschmückung der Gotteshäuser zu wetteifern pflegen; im Gegentheile wird das Auge beim Anblicke der inneren Ausstattung durch die in Rio herrschende geschmackloseste Ueberladung an plumpen Zierathen jeder Art in hohem Grade verlegt. Nach dem Gottesdienste werden die Kirchen oft zur Abhaltung von Concerten verwendet und wir hatten selbst Gelegenheit, an einem solchen, Gott geheiligten Orte, welcher bei diesem Anlasse mit Teppichen und Flitterwerk reich geschmückt war, eine bekannte Arie aus Verdi's *Rigoletto* zu hören.

Die Schwarzen besitzen ihre eigenen Kirchen, auf deren Altären und Heiligenbildern die heilige Jungfrau gewöhnlich als Negerin dargestellt ist, ein schwarzes Christuskind am Arme haltend.

Zahlreiche Klöster stehen auf den, die Stadt umgebenden Hügeln vertheilt, worunter jedoch nur jenes des heiligen Antonius in so ferne Erwähnung verdient, als es die, seinem Schutzpatrone in der militärischen Hierarchie Brasiliens zukommende Charge eines Obersten der kaiserlichen Armee bekleidet und den entsprechenden Gehalt aus der Militärkasse monatlich ansbezahlt erhält. Die anderen Klöster werden theils von Mönchen, theils von Nonnen bewohnt.

In einzelne wissenschaftliche Anstalten wird dem Fremden der Zutritt gestattet, und zahlreiche Bibliotheken stehen ihm zu Gebote, worunter jene des deutschen Lesecubs *Germania* reich an Büchern ist und fast alle europäischen Zeitschriften durch die mehrmals im Monate anlangenden Dampfer bezieht.

Die Akademie der schönen Künste ist eigentlich nur eine Schule zur Ausbildung in der Zeichenkunst und Malerei, und hat nur eine geringe Anzahl Meisterwerke in ihrer Bildergallerie aufzuweisen, die nur wenige Säle ausfüllt.

Dem naturhistorischen Museum hingegen sind bedeutende Räumlichkeiten zugewiesen; der größte Werth desselben liegt in den Sammlungen, deren Inhalt durch-

aus dem Inlande angehört und ein nahezu vollständiges Bild der Thierwelt Brasiliens und seines Mineralreichthums entfaltet, während zugleich den Liebhabern der Ethnographie durch eine reiche Auswahl von Gegenständen ihres Faches lebhaftes Interesse und mannigfaltige Belehrung geboten wird. Das Museum ist auf dem größten Plage Rio's, dem Campo St. Anna gelegen, der seiner bedeutenden Ausdehnung wegen zu Paraden des Militärs so wie überhaupt bei allen Gelegenheiten benutzt wird, bei welchen der Andrang einer großen Menschenmenge zu gewärtigen steht. Leider wird dieser sonst schöne Platz durch den Kehrriech der ganzen Stadt verunreinigt, der in Massen hier aufgehäuft liegt.

Vom Campo St. Anna gehen die meisten Straßen aus, welche nach dem Hafen hinziehen und in die mit dem Meeresufer parallel laufende Rua direita, die schönste und breiteste Orterie Rio de Janeiro's münden. Sie sind im Allgemeinen enge, was bei ihrer übergroßen Länge noch unangenehmer hervortritt, und größtentheils schlecht gepflastert. Um den Abfluß des häufigen Regens zu erleichtern, sind sie nach der Mitte zu abschüssig angelegt und werden im Winter nicht selten zu Strömen, die man durchwaten muß, um von einem Trottoir aus das gegenüberliegende zu erreichen, wobei man allerdings Gefahr läuft von den dicht vorbeifahrenden Wagen vom Kopf bis zum Fuße bespritzt zu werden.

Für all diese Unannehmlichkeiten jedoch bietet die wahrhaft feenhaft ausgestattete, einzelne Straßen zu beiden Seiten einfaßenden Kaufläden reichlich Ersatz.

Besondere Erwähnung verdient in dieser Hinsicht die Rua do Duvidor — der Kohlmarkt, der Toledo, die Regent Street, das Palais royal Rio de Janeiro's, dessen Pflaster und Seitenpfade weit besser erhalten sind, als die der übrigen Straßen; ein Waarenlager drängt sich hier an das andere, und hinter geschmackvoll ausgestatteten Spiegelfenstern von seltener Größe prangen alle Herrlichkeiten, welche der Gewerbsfleiß fremder Länder hervorzubringen vermag.

Die inländische Industrie fördert nur wenige Gegenstände zu Tage, unter denen als Erzeugnisse eines eigenthümlichen Gewerbszweiges die künstlichen Blumen zuerst Erwähnung verdienen, welche aus dem bunten Gefieder der brasilianischen Waldbewohner vom Papagei bis zum niedlichen Colibri herab, gefertigt werden. Hierzu benützt man vornehmlich die Häute dieser zarten Thierchen, welche jährlich zu Tausenden abgeliefert werden, denn jeder Hals bildet erst ein einzelnes Blatt dieser Federblumen. Dieselben dienen zum Kopfsputz gleichwie zu Blumensträußen, finden jedoch mehr Absatz in Europa als im eigenen Vaterlande, da die brasilianischen Damen den eingeführten französischen Toilette-Artikeln den Vorzug geben.

Senkrecht auf die eben angeführte Straße läuft unter andern auch die Rua dos Durives, die, wie es bereits der Name andeutet, den zahlreichen Goldarbeitern zur Ausübung ihres Kunstgewerbes dient. In der That, man könnte sich in ein Meer von Gold und Edelsteinen versetzt wähnen, welche letztere namentlich zur Abendzeit — durch die blendende Helle zahlreicher Gasflammen gehoben, dem Vorübergehenden in fast magischem Lichte entgegenfunkeln.

Die Gasbeleuchtung, jene treffliche Einrichtung, deren manche selbst nicht ganz unbedeutende europäische Städte annoch entbehren, ist in der Hauptstadt Bra-

filien in solcher Vollkommenheit durchgeführt, daß Rio in dieser Hinsicht mit mancher unserer glänzenden Metropolen wetteifern kann. Nicht nur die innere Stadt, sondern selbst die äußersten Vorstädte, einschließlich des entlegenen Sankt Christoph, sind mit Gas beleuchtet, welches in einem einzigen Gazometer erzeugt wird; die entfernteste Leitung soll über zwei deutsche Meilen von Rio weit reichen.

Zu den bemerkenswerthesten öffentlichen Bauten der Hauptstadt gehört überdies eine großartige Wasserleitung, die das Trinkwasser von der Höhe des Corcavado in einem gemauerten Bette, und zuletzt mittelst eines hohen Vogenaqueductes nach einem mächtigen Behälter herabführt, der sich auf dem Carioca-Platze befindet und mit einer brunnenartigen Fassade geschmückt ist, an der 60 metallene Hähne in drei Reihen dem Publikum die Benützung erleichtern. Noch zwei andere Wasserleitungen bringen das Wasser von dem nahen Gebirgszuge herbei, so daß nun die brasilianische Hauptstadt mit diesem wesentlichen Lebensbedürfnisse reichlich versehen ist.

Der Charakter der Vorstädte ist von jenem der inneren Stadt gänzlich verschieden, die Straßen sind breiter und luftiger, meist nicht gepflastert und bieten ihren Bewohnern alle Annehmlichkeiten des Landlebens nach unsern Begriffen.

Aus der Stadt gelangt man in südlicher Richtung zunächst auf den Morro do Castello, einem der sie umgebenden Hügel. Nebst einem alten Kastelle befindet sich am Gipfel desselben die Sternwarte, welche täglich mittelst eines fallenden Ballons den Mittag nach mittlerer Rio-Zeit angibt und den im Hafen liegenden Schiffen die Regulirung ihrer Chronometer ermöglicht. Ueberdies werden auf der genannten Höhe die Signale des auf der Santa Cruz-Spitze befindlichen Telegraphen abgenommen und dem Handelsstande hiedurch die Ankunft der einfahrenden Kauffahrer und deren Flaggen verkündigt.

Hinter dem Kastellberge breiten sich drei Vorstädte aus, unter welchen das Städtchen Botafogo den entschiedenen Vorrang behauptet.

Eine anmuthigere Vereinigung von Landhäusern und Gärten, die sich im Halbkreise an einer kleinen vom Meere gebildeten Bai hinziehen, läßt sich kaum denken.

Zahlreiche, dem Europäer nur aus Treibhäusern bekannte Pflanzen, welche hier in üppigster Vollkommenheit gedeihen, erinnern den Besucher bei jedem Schritte daran, daß er unter dem Zauberhimmel der Tropenwelt wandelt.

Abgeschlossen von dem lärmenden Treiben der Stadt durch den reizenden Morro da Gloria, so wie durch einen felsigen Vorsprung des im Hintergrunde sich erhebenden Corcavado, zur Rechten von dem schroff aus den Fluthen emporsteigenden, dunkeln Zuckerhute beherrscht, blickt Botafogo in behaglicher Ruhe auf das rege Treiben des maritimen Verkehrs, welcher sich vor den Augen seiner Bewohner in der Einfahrt des Welthafens und einem großen Theile der Bucht von Rio de Janeiro entfaltet.

Stündlich vermitteln Wägen und kleine Dampfboote die Verbindung mit der Stadt und erfreuen sich stets eines lebhaften Zuspruchs von Fremden und Einheimischen.

Jenseits von Botafogo liegt der botanische Garten, ein beliebter Belustigungsort der Stadtbewohner, dessen Anlage jedoch keineswegs seinem Namen entspricht.

Von systematisch geordneten Baumreihen, wissenschaftlich klassifizirten Pflanzen, so wie nach eigentlichen Blumenbeeten forschet der Besucher vergebens, allein die hübschesten Spaziergänge, unter schattigen, tropischen Gewächsen der mannigfaltigsten Arten, von einem malerischen Dickicht hohen Bambusrohrs umgeben, findet derselbe in Hülle und Fülle. Von besonderer Schönheit ist eine Allee von hundert stattlichen Kaiserpalmen, welche die Mitte des Gartens durchzieht. Diese edlen, schlanken Bäume, von lichtgrauer Farbe mit zierlichen, deutlich sichtbaren Zahresringen versehen, erheben sich zu einer gleichmäßigen, sehr beträchtlichen Höhe; der Stamm läuft von der breiten Basis zur weitausragenden Blätterkrone allmählig spitz zu, — überhaupt kann diese Anlage als ein wahrhafter Triumph der schöpferischen Gartenkultur gelten.

Zu hübschen Ausflügen in die nächste Umgebung laden auch noch die Dertchen *Praja grande* und *St. Domingo*, am jenseitigen Ufer der *Bai* auf zwei Hügeln gelegen, gewähren sie eine liebliche Ansicht und eröffnen von ihrer Höhe aus dem Beschauer den großartigsten Anblick *Rio's*, seines Hafens und der die Stadt umgebenden Hügel und Vorstädte, von dem mächtigen Höhenzuge des schlafenden Riesens beherrscht.

Um dieses wundervolle Gesamtbild noch von einer andern Seite zu betrachten, unternahmten Einige von uns die wenig mühevollte Ersteigung des *Corcavado*. Durch Haine von Orangenbäumen und kolossalen Farrenkräutern, von wildwachsenden Kaffeestauden, Fächerpalmen und tropischem Laubholze beschattet, gelang man zu Pferde auf den 2000 Fuß hohen Gipfel, auf welchem ein kahler Granitblock den besten und bequemsten, vollkommen schwindelfreien Standpunkt zu einem Ueberblick gewährt, der die leichte Mühe der Ersteigung mit Wucherzinsen belohnt. Bis zur Spitze bleibt die Aussicht durch das Gehölze und die Windungen des Weges verhüllt.

Von der Höhe erblickt man im Osten die Inseln *Raza* und *Redonda*, *Pai* und *Mai*, welche die Einfahrt gleich einem feindlichen Geschwader zu blokiren scheinen; — im Süden winken die scharfen Zacken der *Lejica* und *Gavia* drohend hernieder — zu den Füßen sieht man den Zuckerhut, dann *Botafogo*, die Stadt *Rio* mit ihren Hügeln ausgebreitet — im Westen endlich dehnt sich das große Seebecken, von den eigenthümlichen Formen des Orgelgebirges begrenzt — ein Bild, das in seiner vollen Farbenpracht zu malen unmöglich ist, und dessen ganze Schönheit selbst die kühnste Phantasie nicht zu fassen vermag. — Wir sind überhaupt weit entfernt durch das wenige bisher gesagte, eine erschöpfende Schilderung *Rio's* und seiner herrlichen Naturschätze, ja selbst nur seiner entzückenden Lage bieten zu wollen; es wäre ein Wagniß all jene einzelnen wundervollen Schönheiten neuerdings hervorzuheben, an deren Darstellung bereits vermögendere Federn gescheitert sind. Was in gedrängten Umrissen hier aufgezeichnet vorliegt, ist nur der matte Spiegel

des mächtigen Eindruckes, den der dritte Hafen der Erde auf uns Alle hervorgebracht hat.

Noch am Tage unserer Ankunft hatte sich der Commandant dem k. k. Gesandten, von Sonnleitner vorgestellt und war von ihm mit wahrhaft ausgezeichnete Zuvorkommenheit und Herzlichkeit aufgenommen worden. Er verschaffte ihm und den Offizieren Zutritt zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt und versprach die für den österreichischen Handel so wichtige Sendung des Agenten Fa-  
bel mit dem ganzen Gewichte des Einflusses, den er während eines mehr als dreißigjährigen Aufenthaltes in Brasilien gewonnen, kräftigst unterstützen zu wollen. Der Gesandte erbat durch den Minister des Aeußern für den Commandanten und vier seiner Offiziere eine Audienz bei Seiner Majestät dem Kaiser, welche der Monarch nach Verlauf einiger Tage huldvoll gewährte. Am festgesetzten Tage kam Herr von Sonnleitner aus seiner schmucken Villa in Botafogo nach der Stadt, um den Commandanten mit seinen Gefährten zur gemeinschaftlichen Fahrt nach San Cristovão abzuholen.

Man wäre nicht mit Unrecht besugt, eine glänzende Schilderung der Residenz eines Kaisers von Brasilien, dem Lande des Reichthums und der herrlichsten Zukunft, des Goldes und der Edelsteine zu erwarten, leider bleibt jedoch die Wahrheit weit hinter jenen hohen Erwartungen zurück. — Schon die Straße, die uns dem Ziele zuführen mußte, brachte den übelsten Eindruck hervor; durch Regen aufgelockert und fast unwegsam gemacht bot sie uns eine höchst unangenehme und an manchen Stellen nicht ganz gefahrlose Passage. Der Anblick des Residenzschlosses selbst erfreut weder durch sein äußeres Ansehen noch durch die Architektur der Fassade; doch winkte uns einige Hoffnung in der unmittelbaren Nähe des Gebäudes wenigstens einen besseren Weg zu erreichen. Etwa eine Viertelmeile vom Schlosse gelangten wir auch wirklich in eine hübsch angelegte Parkallee, die bei gehöriger Pflege sich in der Zukunft zu wahrhafter Schönheit entwickeln kann. Der Palast selbst ist jedoch keiner näheren Schilderung werth. Nach einer halben Stunde einsamen Harrens in einem großen, von vier leeren weißen Wänden umgebenen Saale wurden wir durch einen Kammerherrn benachrichtigt, daß Seine Majestät uns zu empfangen bereit sei. Wir wurden dem Kaiser durch Herrn von Sonnleitner namentlich vorgestellt. Seine Majestät erkundigte sich nach dem Tonnengehalte der Corvette *Caroline*, nach ihrer Geschützanzahl und Bemannung und bemerkte endlich ziemlich trocken, daß ihre Mission eine rein commerzielle sei. Hierauf erwiderte ehrfurchtsvoll unser Commandant, daß sich zwar ein Handelsagent an Bord der Corvette befände, um zwischen den beiden Continenten neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, ohne jedoch deshalb den Zweck ihrer Sendung auf rein merkantile Gesichtspunkte zu beschränken.

Der Kaiser entließ uns hierauf mit einer Verbengung, wonach derselbe Kammerer uns mittheilte, daß Ihre Majestät die Kaiserin uns ebenfalls eine Audienz zu ertheilen geneigt sei. Wir gelangten zu ihren Gemächern durch einen schmalen Corridor in welchem wir abermals dem Kaiser begegneten. Die Kaiserin, bekanntlich eine geborene Prinzessin beider Sizilien, empfing uns mit vieler Huld; sie sprach

viel und mit Lebhaftigkeit von ihrem schönen Vaterlande, namentlich aber von ihrer erlauchten Schwester, der Herzogin von Berry und übernahm aus den Händen des Schiffsführers Pitner, einen Brief der Frau Herzogin, den ein Geschenk derselben begleitete.

Nach einer Viertelstunde äußerst gnädiger Audienz verneigte sich die Kaiserin, und wir kehrten nach der Stadt zurück, wo wir mit einbrechender Dunkelheit eintrafen.

Bevor wir diese oberflächlichen Skizzen über Brasilien zum Schluß bringen, mögen uns noch einige Worte über die Bewohner des Landes gestattet sein, deren Typus sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen ein ziemlich gleichförmiger ist. — Von der eigentlichen Urbevölkerung, — den Indianern — ist hiebei allerdings gänzlich abzusehen, denn aus den Städten ist dieselbe längst verschwunden; ihre Nachkommen haben sich mit den Einwanderern völlig verschmolzen und sind auch in der öffentlichen Meinung keineswegs mit dem in der neuen Welt auf dem gemischten Blute allgemein lastenden Fluche beladen.

Die freien Bewohner, Abkömmlinge der zuerst eingewanderten Portugiesen heißen hier nicht Creolen sondern Brazileiros. Sie werden zum Unterschiede von den Negern und den gekreuzten Racen, zwar Weiße genannt, ohne jedoch diese Bezeichnung durch die sonngebräunte Gesichtsfarbe sonderlich zu rechtfertigen, welche sich durch Generationen bei ihnen vererbt hat.

In ihrem Antlitze spricht sich das Gepräge des Charakters aus, welcher den meisten südländischen Nationen eigen ist: sie haben ein rasches Begriffsvermögen und heißes Blut, sind geistig aufgeweckt, dem Jähzorne unterworfen und dann leicht beweglich; im gewöhnlichen Leben zeichnen sie sich keineswegs durch Regsamkeit aus, da Trägheit ihre vorherrschende Eigenschaft ist. — Fremde sind über ganz Brasilien verbreitet, sie mögen nun zeitweilig angesiedelt, oder eingewandert und förmlich colonisirt sein. Deutsche haben in einigen Theilen des Landes Niederlassungen gegründet, die sich rasch zur Blüthe emporschwingen, wie z. B. Petropolis, Neufreiburg, S. Leopoldo, Leopoldina, und Donna Francisca.

In Rio sind die Fremden an Zahl den freien Einheimischen vielleicht sogar überwiegend; sie sind im Ganzen gefelliger als diese letzteren, entschieden gewerbfleißiger, und die Schöpfer aller großen Unternehmungen im Lande.

Die interessanteste Bevölkerung im Lande ist jedoch die schwarze, — jene unfreiwillig hier naturalisirten Afrikaner, deren übergroße Menge, bei dem tausendstimmigen Widerhalle, den das Verbot der Negereinfuhr im philantropischen Europa gefunden, den unbefangenen Reisenden wahrhaft in Erstaunen setzt. Brasilien hegt und pflegt die Sklaverei in ihrer ganzen Ausdehnung; mögen nun die Geseze des Staates noch so sehr dawider ankämpfen und die Abolitionisten=Blätter der öffentlichen Meinung die günstigsten Erfolge ihrer vielleicht wohlgemeinten Palliativmaßregeln vorspiegeln, die mißliche Lage der erbarmungswürdigen Schwarzen bleibt dennoch wie vor unverändert dieselbe. Um sich übrigens jene mitleidigen Gefühle für diese verkauften Seelen ungeschmälert bewahren zu können, muß man ihnen

sorgfältig möglichst ferne bleiben, denn jede nähere Bekanntschaft beeinträchtigt die lebhaftesten Sympathien. Wenn auch noch so rein gehalten, ist der Neger schon durch seine natürliche Ausdünstung dem Weißen überaus widerlich, seine Sitten sind nicht die besten, und dem Laster der Trunkenheit ist er leider im Uebermaße ergeben.

Die Zahl der freien Schwarzen ist im Vergleiche zu jener der Sklaven sehr gering, — ihr einziges Kennzeichen ist die Beschuhung, welche die Leibeigenen zu tragen nicht befugt sind. Die Kleidung der Sklaven ist einfach und dem Klima angemessen; sie besteht gewöhnlich aus Weinkleidern vom leichten Stoffe, einem gefärbten Hemde, einer Jacke aus Rattun und einem Strohhute als Kopfbedeckung. Die Weiber tragen ein Hemd von blendender Weiße, einen meist bunten Rock und schlingen zudem noch ein Tuch über die Schultern, das sie stets schön und oft malerisch zu drapiren wissen. Die freien Frauen winden überdies ein Stück Tuch turbanartig um den Kopf. Durchschreitet man während des Tages die Straßen, so erblickt man allenthalben Schwarze beiderlei Geschlechts auf dem Boden liegend, meist heftig schreiend und gestikulirend. Die Männer harren eines Arbeitgebers, während die Weiber allerhand Gewaaren feilbieten. Insbesondere in der Nähe großer Kaffeemagazine sieht man die Neger schaarenweise in langen Reihen mit Säcken beladen in kurzem Trabe hintereinander laufen, wobei sie einen überaus eintönigen, sich beständig wiederholenden Gesang anstimmen, und der Vorderste gewöhnlich mit einem rasselnden Instrumente den Takt angibt.

Das Joch der Sklaverei drückt übrigens die Neger bei weitem weniger, als man es vermuthen sollte, denn sie sind von früher Jugend auf daran gewöhnt und hätten selbst in ihrem Vaterlande wohl nichts besseres zu erwarten. Sie sind stets guter Dinge und arbeiten fleißig, wenn sie mit Strenge dazu verhalten werden, denn Nachsicht verdirbt sie nur, macht sie träge und eigensinnig.

Obwohl die Religionsbegriffe der Schwarzen im Allgemeinen sehr dürftig sind, so bekennen sie sich doch äußerlich zum katholischen Glauben, den sie öffentlich ausüben, — wenn auch mehr aus Gewohnheit denn aus innerer Ueberzeugung.

Unbilligerweise wird den Negern nur selten das Heirathen gestattet, was naturgemäß unehelichen Umgang zur Folge hat; die Ursache jenes Verbotes liegt in dem Umstande, daß das Verfügungsrecht des Herrn durch die Ehe geschwälert ist, da verheirathete Sklaven nicht getrennt und daher nicht einzeln verkauft werden dürfen. Die Sklaven genießen in Brasilien einzelne Rechte, die, wenn auch nicht immer beobachtet, doch grundsätzlich einige Erleichterung in dem harten Lose dieser bedauernswerthen Menschen gewähren; so darf z. B. ein Sklave nicht mehr als eine bestimmte Anzahl Schläge auf einmal erhalten, er muß für bedeutendere Vergehen vor Gericht gestellt werden; glaubt er sich von seinem Eigenthümer zu hart behandelt, so kann er verlangen, für den Ankaufspreis einem andern Herrn überlassen zu werden; und hat er endlich das Nöthige erspart, so steht ihm das Recht des Loskaufens zu.

Wir müssen hier endlich noch der Mulatten erwähnen, deren Charakter und innerer Werth noch weit hinter jenem der Schwarzen zurücksteht; meist geistig begabt, leidenschaftlich und folglich allen Eindrücken leichter zugänglich sind sie in den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft weit mehr zu fürchten als jene. Man hält sie für tückisch

und rachsüchtig und mißt ihnen äußerst lockere Sitten bei, — im geselligen Verkehre aber sollen sie in Folge ihres Geistes und ihrer Lebhaftigkeit überaus angenehm sein.

Sie sind eitel und kleiden sich, wenn möglich, immer nach der neuesten Mode; die Frauen ziehen die grellsten Farben vor und überladen sich mit Geschnitten und Edelsteinen.

Nachdem wir sonach mit dem Eingeborenen des Landes in so nahe Berührung getreten, als es unser flüchtiger Aufenthalt in Brasilien gestattete, war es uns nun auch noch Bedürfniß unseren deutschen Landsleuten, die so nahe von der Hauptstadt ihre Wohnsitze aufgeschlagen, einen Besuch abzustatten, und uns persönlich von ihren Verhältnissen und ihrer Existenz in der neuen Heimath Ueberzeugung zu verschaffen. Die entfernteren Ansiedlungen waren uns leider nicht erreichbar; allein nach einem Ausfluge in die Colonie Petropolis sehnten wir uns seit Brasiliens Küste zum ersten Male an unserem Horizonte erschien. Der Commandant und einige Offiziere der Corvette unternahmen diesen Ausflug. Bis wir an das Ziel unserer Reise gelangten, hatten wir uns dreierlei verschiedener Transportmittel zu bedienen. Die Fahrt begann auf einem kleinen Dampfboote, das täglich die Praia verläßt, um die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer der Bai zu erhalten. Wir steuerten zwischen zahllosen kleinen, immer grünen Inseln hindurch, die — obwohl zum Theile nur einige Quadratklaster messend — dennoch auf das Ueppigste bewachsen sind; — Palmenhaine und Landhäuser zieren theils ihre Gipfel und theils ziehen sie sich freundlich am Strande hin und spiegeln sich in dem klaren, ewig ruhigen Wasserspiegel der Bucht. Vom Verdecke des Schiffes aus übersahen wir das ganze großartige Panorama des Hafens, der einem riesigen, von Bergen umgebenen Landsee gleicht, und dessen Gewässer sich gegen Norden und Nord-Westen zwischen den steilen, blauen Felschluchten verlieren.

Am nördlichen Gestade angelangt, landete der Dampfer an einer Brücke, auf welcher wir den schon bereitstehenden Eisenbahnzug bestiegen. Der hier angelegte Schienenweg, die einzige im ganzen großen Kaiserreiche bisher ausgeführte Eisenstrasse, führt über das ungefähr 2 deutsche Meilen breite, niedrige Uferland, welches vom Gebirge gegen die See abfällt und theils bebaut wird, theils aus sumpfigem Boden besteht, und in Raiz da Serra von der Kette des Orgelgebirges abgeschlossen wird.

Die Eisenbahn schafft jedoch bisher noch keineswegs die erwarteten Vortheile, da es Plantagenbesitzer und Kaufleute noch immer vorziehen, die großen Ladungen Kaffee, welche über Petropolis auf dem Rücken unzähliger Maulthiere aus dem Innern gebracht werden, auf dieselbe Art bis zur See fortzuschaffen, um das allzumständliche Umladen für eine so kurze Strecke zu vermeiden.

In Raiz da Serra angekommen, verließen wir die Waggonn und nahmen die uns schon mit der Fahrkarte angewiesenen Plätze in einer Kutsche, welche durch vier Maulthiere gezogen, und von einem in Petropolis ansässigen Darmstädter geführt, bald den steilen Weg nach der Colonie hinaufrollte. Die Straße ist der hohen Steigung entsprechend geführt und daher nicht ganz unbeschwerlich, aber dennoch ein schönes Werk, das wir hier zu finden kaum erwartet hatten. Bei jeder

neuen Biegung des Weges und mit jedem Grade der Steigung eröffnete sich eine immer schönere Aussicht durch die Eichenwaldungen, welche die Bergabhänge kleiden.

An der Hälfte des Weges steht ein unbedeutendes Einkehrhaus nächst der Straße, wo die Pferde erfrischt wurden und der Darmstädter sich erwärmte; in der That mochte er das Bedürfniß hiezu fühlen, denn wir waren im Gebiete der deutschen Colonie auch schon in den Bereich väterländischen Klima's eingetreten: die beträchtliche Höhe, auf der wir uns befanden, so wie die Nähe des Gebirges überhaupt, hatten die Glut der südlichen Temperatur schon merklich abgekühlt. Mit frischen Kräften setzten wir unsere Reise fort und gegen Abend erreichten wir das ersehnte Ziel.

Schon bei den ersten Häusern von Petropolis begegneten wir einigen Knaben mit blauen Augen und blonden Haaren, den ersten, die wir seit dem Abschiede vom geliebten Vaterlande erblickten.

Die deutschen Aufschriften der Wirthschaften erfreuten unser Auge, und deutsche Reinlichkeit und Ordnung lächelte uns aus allen Wohnungen entgegen.

Länger als eine halbe Stunde währt die Fahrt durch den Ort, dessen einzelne Häuser nach ländlicher Weise von einander getrennt liegen, und durch Wiesenründe, Gärten und oft selbst durch Felder geschieden sind. Endlich gelangten wir am Eingange eines reizenden Thales zur Hauptgruppe der Wohnsitze, welche nach städtischer Anlage in einer langen Straße aneinander gereiht sind, — unweit davon erblickt man zur Rechten den kaiserlichen Pallast. Wir fanden gute Unterkunft im Hotel Oriental, dessen Wirth, Said Ali genannt, ein Türke ist.

Den noch übrigen Rest des kühlen, ja beinahe kalten Abends benützten wir zur Durchstreifung des ausgedehnten Ortes, dessen wohlgehaltene Wirthschaften und hübsche Anlagen, einen durchaus freundlichen Eindruck machen und die günstigsten Schlüsse auf den Wohlstand der Ansiedlung gestatten.

Die Gründung von Petropolis war schon ein Lieblingsgedanke des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I., dessen Abdankung ihn an der Ausführung seines Planes verhinderte. — Sein Sohn, der jetzt regierende Kaiser Dom Pedro II. unternahm es, den Gedanken seines Vaters zu verwirklichen, indem er Deutsche aus den überfüllten Gauen des Vaterlandes herbeizog, und ihnen neue Wohnsitze an der Stätte der ehemaligen Dorfschaft Corrego secco einräumte. Die Einwanderung war bald bewerkstelligt, und schon wenige Jahre später, zählt Petropolis im gegenwärtigen Augenblicke über 10.000 Bewohner.

Die Eisenbahn verdankt ihr Entstehen den Bemühungen des um Brasilien vielfach verdienten Evangelista Ireneo da Souza, der nach Vollendung der Schienenstrecke vom Kaiser zum Baron von Maoná erhoben wurde.

Dreitausend Fuß über der Meeresfläche breitet sich nun Petropolis an den Ufern des Pia-banha und in den Längenthälern des gleichgenannten Höhenzuges aus, der von einem Knoten des Orgelgebirges ausgehend mehrere Zweige gegen Osten sendet. — Das Klima ist gesund, und die Landschaft soll niemals vom gelben Fieber heimgesucht worden sein — ja Kranke, welche rechtzeitig aus der Ebene heraufgebracht werden, sollen der Genesung mit Sicherheit entgegen sehen.

Petropolis ist daher auch der beliebteste Sommeraufenthalt der Bewohner Rio's und die anmuthigsten Wohnungen zieren denn auch seine freundlichen Thäler. Eines der schönsten Landhäuser ist gegenwärtig jenes des oben erwähnten Barons von Maoná; wenn jedoch einst die jungen Anlagen, welche das kaiserliche Schloß umgeben, zur vollen Reife und Entwicklung gedeihen, wird dasselbe unstreitig unter allen Willen des Ortes die Palme verdienen.

Die Straße von Rio nach Minas Geraes, der fruchtbarsten Provinz Brasiliens führt durch Petropolis, welches fast tägliche riesige Karavannen mit Kaffee, Zucker und zuweilen selbst mit Gold beladen, auf dem Durchzuge beherbergt. Sollte die Regierung den vielfach ausgesprochenen Wunsch eines Eisenbahnbaues über das Gebirge nach dem Innern des Reiches verwirklichen, so kann Petropolis allmählig zur zweiten Stadt des Reiches heranwachsen.

Selbst von einem erhöhten Standpunkte aus wäre es kaum möglich, Petropolis mit einem Blicke zu übersehen, da die einzelnen Wohnungen und Geschäfte in mehreren Thälern zerstreut liegen; — in allen ist jedoch deutsches Gepräge unverkennbar und der günstige Eindruck wird durch die Physiognomie der Einwohner erhöht, deren Ausdruck in so hohem Grade von dem gewohnten brasilianischen Wesen absteht.

Die Sprache der Vorbeigehenden, der hiedere, freundliche Gruß, der den Fremden allenthalben erfreut, ja die vaterländische Sitte des Willkommens allein würde hinreichen, den Geist heimwärts zu lenken, wenn ihn nicht die schlanke Palme, die schattige Banane und die ganze üppige Vegetation der Tropen bei jedem Schritte in die südliche Hemisphäre zurückriefe.

Für den folgenden Morgen hatten wir Pferde bestellt, um den Fall des Itamarati, eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Umgebung zu besichtigen. Dank der Güte des Herrn Damke, des Friedensrichters von Petropolis, fanden wir an ihm selbst den besten und gefälligsten Führer. Eine Kavalkade von sechs Personen bildend, brachen wir des Morgens auf, und schlugen einen anmuthigen Weg durch die Thäler ein, welche unserer Wohnung zunächst lagen; dann wurde die Straße allmählig schmaler und die Gegend wilder, bis sie endlich vollends den Gebirgscharakter annahm.

So betraten wir denn weisevoll das eigentliche Heiligthum des Urwaldes, und ein unbeschreibliches, nie gekanntes Gefühl erfurchtvoller Bewunderung beschlich uns beim Eintritte in diesen Tempel der Natur. Man würde Unrecht thun, sich einen Urwald allenfalls aus lauter Stämmen bestehend zu denken, welche zehn Männer nicht umspannen können, denn, obwohl der Baumwuchs hoch und mächtig ist, so liegt dennoch nicht darin allein der unvergleichliche Reiz eines Urwaldes in den Tropen. Die Wipfel der Bäume tragen keine gewaltigen Kronen, — jeder ringt vielmehr nach Freiheit, jeder strebt sich auszubreiten auf Kosten seines Nachbarn, und da sie bei diesem allgemeinen Drängen gegenseitig daran gehindert werden, so schießen sie sämmtlich in die Höhe, um dort Licht und Luft — die ersehnten Güter — zu finden. Zu diesen Riesen des Waldes gehören vorzüglich Laubholzgattungen, während die hübschen, zierlichen Kopalmen, welche gewöhnlich das

verworrenste Dickicht suchen, blos bis zu den Zweigen ihrer größeren Nachbarn hinanreichen.

Sie und da liegen schon abgestorbene oder altersschwache Gefährten zu Boden, die allmählig verwesen und wieder zur mütterlichen Erde werdend, neuen Humus bilden. — Ein dichtes Netz von Lianen umschlingt die Stämme des Urwalbes, Zweige und Aeste von einem Baume zum andern umrankend, daß dem eigentlichen Stamme alle Nahrung entzogen und derselbe hie und da ganz und gar erstickt wird. Die von den äußersten Zweigen herabhängenden Schlinggewächse bieten einen unbeschreiblich schönen Anblick dar — als ob sie die künstlerische Hand eines Meistergärtners absichtlich hingewunden hätte.

Außer diesen Lianen gibt es noch andere Feinde, welche an den Säften der Bäume zehren, ihnen aber andererseits auch wieder zur Zierde dienen. — Hierzu zählen vor Allem die Orchideen und andere Lustpflanzen, von nahe an 150 verschiedenen Gattungen, die in den Blätterfröhen wurzeln und mit Blüthen der schönsten Farben prangend aus dem dunkeln Laub hervorblicken. Zwischen den Wurzeln der Bäume sprießt die Vegetation eben so reich und üppig empor, das Unterholz, von den Schlingpflanzen, die sich lieber an ältere Stämme ranken, weniger im Wachsthum gehemmt, strebt muthig in die Höhe; riesenhafte Kräuter und Gräser, unter denen die prachtvollen rothen oder gelben Helikonen besonders hervorstachen, bedecken den von vermodertem Holze gebüngten Boden, und bilden mit den Lianen verschlungen, ein, nur der Art zugängliches Dickicht. Aufmerksamkeit verdient auch das große palmenartige Farrenkraut, von welchem uns achtzehn Fuß hohe Exemplare vorkamen; es bildet einen geraden, nach oben hin etwas zugespitzten Stamm, aus dessen Enden die Blätter an langen Stielen hervorsprossen, und sich, ihrer eigenen Schwere nachgebend, im schönen Bogen zur Erde neigen.

Dieser üppige Pflanzenwuchs setzte unserem Fortkommen nicht geringe Hindernisse entgegen; die Pferde konnten oft kaum von der Stelle, und versanken in den lehmigen vom Regen durchweichten Boden. Wir mußten einige Brücken übersetzen, die ihrer außerordentlichen Einfachheit wegen fast lebensgefährlich waren; zwei Baumstämme, über eine etwa achtzig Fuß tiefe Bergspalte gelegt, und durch einige Knüppel gekreuzt, vermitteln den Uebergang; das faulende Holz gestattete an einigen Stellen eine wenig beruhigende freie Durchsicht auf die unter uns gähnende Tiefe und auf der Mitte des gebrechlichen Steges empfand man alle Schwingungen desselben in bedenklichem Maße.

Nach einem ungefähr zweistündigen Berganritte gelangten wir an das Ufer des *Itamarati*, eines Nebenflüßchens des größeren *Piabanha*; demselben entlang reitend, vernahmen wir bald das Rauschen des Wasserfalls und erreichten endlich einen freien Platz mit einem kleinen hölzernen Pavillon, nächst welchem wir unsere Pferde weiden ließen, und von unserem gefälligen Führer geleitet den noch eine Viertelstunde weiten Weg zu Fuße fortsetzten.

Um einen Felsvorsprung biegend, erblickten wir mit einem Male das ganze herrliche Schauspiel des schäumenden Wasserfalles, dessen weiße Massen zu einer

Liese von mehr als hundert Fuß herabstürzen, sich auf ihrem Wege an zahlreichen großen Felsblöcken zu Staube brechend.

Der in Aufruhr gebrachte Waldstrom verlor sich dann vor unseren Blicken in ein enges, dicht bewaldetes Thal, in welchem der Urwald, von der Höhe gesehen, in all seinen Farbenfüßen vom hellsten Grün bis zum dunkelsten Schwarz und Braun prangte, während der glänzende Regenbogenschimmer der Wasserfläubchen, durch den Widerschein der Sonne gebrochen, das herrlichste Farbenspiel bot.

Nur mit Leidwesen trennten wir uns wieder von dem kochenden Trichter, hoch befriedigt und beglückt dieß Prachtstück der Natur mit eigenen Augen geschaut zu haben.

Mit dem unterdessen aus der Hauptstadt eingetroffenen Gesandten, Herrn von Sonnleitner verbrachten wir in Petropolis noch einen vergnügten Abend, und den ganzen folgenden Tag, den uns jedoch das hier überaus heimische Regenwetter verleidete. Endlich schlug die Stunde des Aufbruchs und mahnte zur Weiterreise im engeren und weiteren Sinne!

Während unserer kurzen Abwesenheit waren alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen worden, so daß am 30. September um 7 Uhr Morgens die Anker gelichtet werden konnten.

Ungünstiger Brise und Strömung wegen verwendeten wir einen der zahlreichen kleinen Schlepddampfer, die durch ihre Thätigkeit den Hafen von Rio beleben, und ließen die Corvette bis zu den Inseln am Eingange der Bucht bugfren.

Frischer Wind blies hier von Norden und übte bereits wenige Meilen von der Küste entfernt, seinen wohlthätigen Einfluß aus. Wir segelten vor dem Winde mit einer Fahrt von 13 Knoten stündlich und erreichten schon am vierten Tage den 33. Grad südlicher Breite. In der Nacht vom 3. auf den 4. October auf 50° 30' westl. Länge bewölkte sich der bisher heitere Horizont im Südwesten, und bald war der ganze Himmel dicht umzogen; der Wind drehte durch Norden und Westen nach Südwesten, und der Seegang aus Norden wuchs unverhältnißmäßig, — beides Kennzeichen eines Pampero. Der Barometer war in kurzer Zeit beträchtlich gefallen und Wetterleuchten in Südwesten bekräftigte in uns die Erwartung eines Sturmes aus dieser Richtung. Alle Vorkehrungen konnten noch rechtzeitig getroffen werden um die erste Bö schlagfertig zu empfangen. Die Luken wurden geschlossen, alle beweglichen Gegenstände festgefodert, an Segeln behielten wir nur die unteren Stagsegel und das vierfach gereeste Vormarssegel. Wir wählten dieses Verhältniß, um wenn nöthig, vom Winde abfallen zu können — belehrt durch das Mißgeschick der spanischen Fregatte Villa de Bilbao, welche in diesen Gewässern von einem Pampero überrascht und wegen gänzlichem Mangel an beigesehten Segeln unfähig abzufallen, sich nur durch Rappen des Groß- und des Besahanmastes vor dem Kentern retten konnte.

Der Sturm währte einen ganzen Tag fort, während dessen die Corvette vorzüglich See hielt, verhältnißmäßig wenig Wasser einschiffte und nicht mehr als 50 Meilen verlor.

Am 5. klärte sich der Himmel auf und der Wind ging nach Nordwesten, was uns nach dem Ergebnisse des Mittagspunktes zum Laviren nöthigte, um die La Plata-Mündung zu gewinnen.

## V. Rio de la Plata.

Nächst dem Amazonenstrome beherrscht der Rio de la Plata das größte Wasserfließen Süd-Amerika's und führt die mächtigsten Flüsse dem atlantischen Ocean zu. An der Stelle, wo sich der Parana und der Uruguay vereinigen, beginnt er seinen Namen zu führen.

Die Gestade von Buenos-Ayres und der Banda oriental bespülend, gewinnt er bald die beträchtliche Breite von 120 Seemeilen, die er bis zu seinem Ausflusse zwischen Montevideo und dem Vorgebirge von S. Antonio beibehält.

Die Länder welche sein großes Becken umfaßt, Buenos-Ayres, die Banda oriental, Paraguay, die argentinischen Staaten und Theile von Brasilien und Bolivia gehören zu den fruchtbarsten der Erde, und wären sie nicht theils noch in den ersten Stadien der Kultur, theils durch fremde Eroberungen und beständige Bürgerkriege herabgekommen, so vermöchte dieser herrliche Boden wohl an zweihundert Millionen Menschen zu ernähren, während er gegenwärtig kaum drei Millionen Bewohner beherbergt.

Die beiden vorzüglichsten Städte, welche von den Gewässern des la Plata benezt werden, sind Buenos-Ayres am rechten und Montevideo am linken Ufer.

Am 8. Oktober hatten wir die Insel Lobos in Sicht und fuhren in die unabsehbare Mündung des mächtigen Stromes ein.

Von einer frischen Nöbrise begünstigt, nahmen wir den Kurs nach der kleinen Insel Flores, deren nächstliches Kennzeichen in einem drehenden Leuchtsfeuer besteht. — In geringer Entfernung von dieser Insel steuerten wir ungefähr 10 Meilen gegen die Höhen von Montevideo; um sowohl von der sogenannten englischen als der Archimedes-Bank frei zu gehen. Es lag jedoch anfänglich in unserem Plane Buenos-Ayres früher zu besuchen und Montevideo erst anzufegeln, wenn wir Amerika verlassen würden.

Wir nahmen daher einen Kooisen auf und setzten mit gutem Winde die Reise stromaufwärts fort.

Die ungeheuren Breite des Flusses, von dessen Mitte aus der Horizont unbegrenzt erscheint und die beiden Ufer nicht sichtbar sind, steht in keinem Verhältnisse zu seiner Tiefe, die nirgends  $5\frac{1}{2}$  oder 6 Faden übersteigt, und an den meisten Stellen kaum 3 bis 4 Faden erreicht.

Stets mit gutem Winde segelnd, erblickten wir noch am Abende des 10. October die Stadt Buenos-Ayres, die mit ihren Kuppeln und Thürmen in der Ferne Venedig ähnelnd, sich vor den Augen des Ankömmlings ausbreitet.

Wir ankerten erst am folgenden Morgen so nahe als möglich der Stadt jedoch mit Rücksicht auf den Tiefgang der Corvette noch immerhin acht Meilen von derselben entfernt.

Wir hatten drei Fuß Wasser unter dem Kiele; in einem anderen Fluße dessen Fluthen nicht so sehr dem Einflusse der rasch abfallenden Ebbe, und den Wirkungen des plötzlich hereinbrechenden *Pampero* unterliegen, hätte dieß übertriebene Vorsicht geschienen, allein hier, wo schon manches schöne Schiff im Trocknen lag, ehe es nur Vorkehrungen zur Rettung treffen konnte, war diese Maßregel gerathen. Die größeren Kauffahrer bleiben sämmtlich auf der Außenreibe, deren Grenze die Lothungslinie von  $3\frac{1}{2}$  Faden bezeichnet; die kleineren Fahrzeuge nehmen ihren Ankerplatz näher am Lande auf einem Theile des Stromes, der die innere Reibe genannt wird, obwohl nichts diesen Unterschied rechtfertigt, da das Auge auch hier nur den offenen Fluß wahrnimmt, wie auf der äußeren Reibe. Auch diese letzteren Schiffe können ihre Waaren keineswegs selbst oder durch ihre Boote ans Land schaffen, sondern sie müssen sich hiezu großer Karren bedienen, die vier- und zuweilen sechs-spännig langseits kommen, und die Ladung durch das seichte Wasser zu den Krähen des schönen Zollhauses führen.

Die Flaggen, welche den *la Plata* am meisten befahren, sind nebst den einheimischen von Buenos-Ayres und Montevideo, die spanische und die sardinische; französische und englische Schiffe begegneten wir auf diesem Theile unserer Reise nur in geringer Zahl.

Sardinien und England haben hier eigene transatlantische Dampferlinien gegründet, die auch den Verkehr zwischen Brasilien und Europa vermitteln, und wie es scheint, gute Geschäfte machen.

Um auf der großen Entfernung, welche uns vom festen Lande trennte, die Verbindung mit dem Ufer zu erhalten, ließen wir die Barkasse ins Wasser setzen, und mit einer Busssole, einer kleinen Küche, Schlafzeug für die Besatzung und einem Zelte ausrüsten, damit sie mit diesem Haushalte versehen nöthigenfalls mehrere Tage ausbleiben und auch die Nacht vom Schiffe entfernt zubringen könne.

Wir begaben uns noch am selben Tage an Bord der Barkasse nach der Stadt und begegneten auf dem Wege dahin einem Boote, welches die österreichische Flagge führte und uns entgegen kam. In demselben befand sich der k. k. Consul Parra-

vicini, der, ungeachtet der großen Entfernung die Zuvorkommenheit hatte, unserem Commandanten den ersten Besuch abzustatten.

Herr Parravicini, seit Kurzem österreichischer Consul in Buenos Ayres zählt zu den angesehensten Männern der Stadt. — Durch seine gründliche Kenntniß der Landes-Verhältnisse, durch den einsichtsvollen und weisen Rath, den er schon in manchen wichtigen Fragen der Regierung angedeihen ließ, so wie durch seinen bedeutenden Wohlstand, der ihn in die Lage setzt, das Gute, von dem sein Herz durchdrungen ist, in Ausführung zu bringen — hat er sich um Stadt und Land vielfach verdient gemacht.

Für den Seemann aber, dessen Beruf ihn fremden Ländern und Erdtheilen zuführt, ist es ein wahrhaft erhebendes Gefühl, sein Vaterland auch in fernen Zonen würdig vertreten zu sehen und die Männer, denen dieses Amt anvertraut wurde, allgemein geschätzt, geachtet und sogar als Rathgeber der Landesbehörden hochverehrt zu erblicken.

Durch Herrn Parravicini wurde unser Commandant dem Präsidenten der Republik, dem Minister des Aeußern und anderen Autoritäten von Buenos Ayres vorgestellt, und seiner wichtigen Unterstützung verdanken wir die vielfachen Erleichterungen, die es uns möglich machten, der uns gestellten Aufgabe Genüge zu leisten und nebstbei Stadt und Land in ihrer vollen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen.

Die Corvette Caroline war das erste Schiff gewesen, welches die österreichische Kriegsflotte in jenen Gewässern entfaltete und deshalb war auch die Neugierde allgemein, welche die Bewohner von Buenos Ayres bei unserer Ankunft an den Tag legten.

Unser Schiff blieb denn auch durch längere Zeit der Gegenstand des gespanntesten Interesses der Bevölkerung und das für uns allerdings schmeichelhafte Ergebniß ihrer Beobachtungen kam sogar in den öffentlichen Blättern des Landes zur Sprache.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Buenos Ayres hatten wir abermals Gelegenheit das erhabene Schauspiel eines Pampero zu bewundern — einer Naturerscheinung, die jeden Fremdling durch ihre Großartigkeit in wahrhafte Bewunderung versetzen muß. Es war am 21. October als um 2 Uhr Nachmittags die Sonne, die bis dahin in ihrem gewöhnlichen Glanze einen heiteren Frühlingstag beschien, sich plötzlich mit einem Dunstkreise umgab und hinter einem dichten Schleier verbarg. Die Luft lagerte schwül und drückend auf dem ruhigen Wasserspiegel des Stromes, dessen röthlich-gelbe Oberfläche mehr der Fläche eines matten Spiegels glich und kaum mehr an die Lebensader Süd-Amerika's — an die mächtigen Fluthen des Silberstromes erinnerte. Der ganzen Natur war eine unheimliche Ruhe aufgeprägt, und ringsumher befand sich Alles in jenem Zustande gewitterschwangerer Unthätigkeit, der gewöhnlich der Vorbote eines mächtigen Sturmes ist.

Der Thermometer stand auf 16°, während der Barometer 27."11.0" zeigte, und während der ganzen Erscheinung keinerlei Veränderung erlitt. — Die Ruhe währte jedoch nicht lange. — Bald erhoben sich schwere, staubähnliche Wolken über

dem westlichen Horizont und zogen mit zauberhafter Schnelligkeit einher; je mehr sie an Ausdehnung gewannen, desto drückender wurde die Luft; vom Tageslichte blieb kaum mehr als ein fahler Schein übrig, die Atmosphäre und das schmutzig-gelbe Wasser aber schienen aus einem Stoffe zu sein. Die zahlreichen Sumpfvögel hatten durch die entschaffende Schwüle ihre Schwungkraft verloren und strichen matt auf dem Wasserspiegel umher, als fürchteten sie, sich gegen den drohenden Himmel zu erheben, denn drohend war er in der That, und bald folgte der erdigen Wolkenschichte eine hohe, dunkle Wand, die sich allmählig hinter der Stadt erhob.

Häufige Streifen elektrischen Feuers durchzuckten den schwarzen Grund und blendeten das eines solchen Schauspielts ungewohnte Auge des Beschauers. Ferner Donner rollte heran, die Atmosphäre wurde immer beengender, bis plötzlich die Gewalt des Orkans losbrach, und ein wüthender Sturm, die Luft durchbrausend, die dunkeln Wolken vor sich hertrieb; sie umhüllten die Sonne und breiteten Schatten über die Erde.

Fahle, umheimliche Bläße bedeckte gleichmäßig Himmel und Wasser, Land und Stadt. Erde und Sand, die der heftige Windstoß in Wirbeln aufgerafft und mit sich fortgerissen hatte, fielen nun der eigenen Schwere überlassen in den Strom und peitschten dessen Angesicht. Dem Staube folgte Hagel in der Größe von Taubeneiern und in solcher Dichte, daß die Mannschaft unter Deck gesenket werden mußte um vor Verletzung bewahrt zu bleiben.

Nun hatte der Sturm seinen Culminationspunkt erreicht — schon ungefähr eine halbe Stunde nach dem heftigen Hagelschlage drehte der Wind gegen Süden, der Himmel erheiterte sich allmählig zum reinsten Blau und nur eine eifige Kälte blieb als letzter Ueberrest der großartigen Naturerscheinung zurück.

Bei dem ersten Anzeichen des Orkanes wurden sogleich alle Boote gehißt und die Bramstengen gestrichen, man hatte aber nicht mehr genügende Zeit um die Barkasse einzusetzen, die in einiger Entfernung geankert war. Nach dem Sturme fand man sie gekentert, und es zeigte sich, als sie unter Vord gebracht und untersucht wurde, daß mehrere ihrer beweglichen Zurüstungsgegenstände in Verlust gerathen und ihr Mast durch Stoßen am seichten Grunde gebrochen war.

Dennoch gelang es, dieses einzige Opfer, das der Wuth des Pampero gefallen, mit dem Nöthigsten wieder auszurüsten, worauf die Barkasse am nächsten Morgen nach der Stadt abging um die Offiziere abzuholen, die noch am Lande zurückgeblieben waren, um ihre Kenntnisse über die Stadt und ihre nächsten Umgebungen zu bereichern.

Buenos-Ayres wurde von seinem Gründer Don Juan de Garay zur Feier des Dreifaltigkeitstages an dem er zuerst das spanische Banner, als Eroberer des Landes auf argentinischen Boden aufpflanzte, Santissima Trinidad genannt. — Vor ihm hatte bereits Don Pedro de Mendoza an Gestade des Riachuelo, eine Meile von der heutigen Stadt eine Niederlassung angelegt, und dieselbe des gesunden, herrlichen Klimas wegen Buenos-Ayres genannt, welche Colonie jedoch von den Indianern sammt dem sie vertheidigenden Fort zerstört

wurde; der Name wurde nun auf die von Garay neugegründete Stadt übertragen, die jedoch nur langsam emporblühte. Mehrmals verwüstet und wieder aufgebaut, hatte sie in ihrem Gedeihen mit allem Glende jener zahllosen Mißgeschicke zu kämpfen, welche fortwährende Aufstände und bürgerlicher Zwiespalt in ihrem Gefolge führten.

Von der spanischen Herrschaft losgerissen und zur Republik erklärt, wurde Buenos-Ayres, statt die geträumte Freiheit zu erlangen, durch längere Zeit und mehr als je von einem despotischen Diktator bedrückt und bildet erst seit neuester Zeit — nunmehr getrennt von der argentinischen Conföderation — einen selbstständigen Staat.

Die früheren Schicksale der Republik, so wie die neueren Lebensphasen, welche sie bis zum Jahre 1854 durchlief, sind schon mehrfach geschildert worden, wir enthalten uns daher jedes näheren Eingehens in dieselbe, und beschränken uns darauf nur kurz bei den gegenwärtigen Zuständen dieses hoffnungsreichen Staates zu verweilen, der nur eines dauernden Friedens mit den eifersüchtigen Nachbarn und den wilden Pampas-Indianern bedarf, um sich mit Riesenschritten zur höchsten Blüthe emporzuschwingen.

Die gegenwärtige Regierung, welche das Land in einem durch Rosas' Willkürherrschaft zerrütteten Zustande übernahm und seine Hülfquellen beinahe vernichtet fand, sah in dem Erlasse einer neuen, mit den Fortschritten der Neuzeit im Einklange stehenden Gesetzgebung die erste und nothwendigste Bedingung ferneren Gedeihens. Dieser wichtige Schritt geschah, und bald darauf wurde im Jahre 1856 eine neue Handelsordnung erlassen, die 1857 zum Gesetze erhoben, allen Bedürfnissen des Verkehrs vollkommen genügt.

Die theils aus der Zeit der Lostrennung von Spanien, theils aus der Epoche der Rosas'schen Willkürherrschaft stammende und deshalb bis jetzt sehr mangelhafte bürgerliche und finanzielle Verfassung wird nun von einer Commission unter dem Voritze des Staatsoberhauptes Dr. Alsina dem Bildungsgrade des Volkes entsprechend umgestaltet.

Jährlich erscheinen statistische Tabellen, aus denen man das rüstige Weiterstreiten des Staates auf der Bahn des Fortschrittes und der Gessittung, die Vermehrung seiner Bevölkerung und das Aufblühen seines Handels entnehmen kann; die darin enthaltenen Notizen gewähren einen tiefen Einblick in den staunenswerthen, natürlichen Reichthum des Landes. Der öffentliche Unterricht, eine Lebensfrage im Haushalte eines erst in der Entwicklung begriffenen Volkes, wird von der Regierung mit größter Sorgfalt gepflegt. Die Stadt besitzt eine Universität und mehrere allgemeine Schulen, eine medicinische Akademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Naturalienkabinet.

Die Bibliothek enthält eine bedeutende Anzahl kostbarer Handschriften, die von den Jesuiten aus Cordova, der Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes stammt, welche nächst Buenos-Ayres den ersten Rang unter den Städten der La Plata-Staaten einnimmt. — Diese Stadt gehörte zu den vorzüglichsten Missionsstationen des Ordens, als derselbe von der argentinischen Conföderation vertrieben, seiner Güter und aller kostbaren Werke beraubt wurde.

Die ersteren konfiszirte der Staat, die letzteren wurden nach Buenos Ayres gebracht. Sie beziehen sich größtentheils auf Geschichte und physische Geographie der argentinischen Provinzen und Perú's woselbst bekanntlich zahlreiche Jesuitencollegien bestanden. Selbst das offene Land beginnt schon die Wohlthat des öffentlichen Unterrichts zu fühlen, da die Kammer beinahe einstimmig die Bildung eines Fonds zur Deckung der entfallenden Kosten und zur thunlichsten Verbreitung der Volksschulen auf dem Gesamtgebiete der Republik bewilligt hat. Ein- und Ausfuhrhandel sind in solcher Zunahme begriffen, daß sie nicht nur durch die Zölle den Staat bereichern, sondern auch die Auflegung höherer Grundsteuern zur Deckung der öffentlichen Ausgaben entbehrlich wird.

Die weiten, dem Staate gehörigen Länderstrecken, welche bisher jeglicher Cultur, ja selbst der Viehzucht entrückt, als todes Kapital in den Grundbüchern erschienen, werden nun verkauft und der Erlös zur Tilgung der Staatsschuld verwendet, die seit Rosas unheilvoller Zeit bei England haftet. Allgemeine Krankenhäuser für Männer und Frauen, und ein Findelhaus wurden errichtet, eine Eisenbahn von Buenos Ayres nach den Provinzen angelegt und in der Hauptstadt die Gasbeleuchtung eingeführt.

Ein, in schönem Style und mit großem Aufwande erbautes Opernhaus, scheint wohl gegenwärtig noch etwas zu groß für die Bedürfnisse der Bevölkerung; wenn jedoch der Wohlstand und der rasche Anwachs derselben nur noch durch einige Jahre im gleichen Maße zunimmt, so dürfte es vielleicht bald den gesteigerten Anforderungen selbst räumlich nicht mehr genügen.

Die gegenwärtige Einwohnerzahl wird auf 140.000 Seelen angegeben. Die sich sowohl durch agrifole Einwanderung als durch die Errichtung von Filialen großer europäischer Handlungshäuser jährlich vermehrt. Die Einwanderung wird von der Regierung begünstigt und nimmt nunmehr vorzugsweise die Richtung in dem flachen Lande, welches noch vieler Hände zur Bearbeitung bedarf, denn mit Abrechnung der Stadt zählt der Staat Buenos Ayres auf 2000 Quadrat-Weilen Flächenraum nur 200.000 Seelen.

Die Stadt ist von unverhältnißmäßiger Ausdehnung, da die meisten Häuser ebenerdig sind; eine Bauart, die hier noch vor wenigen Jahren allgemein gebräuchlich war, da man den Grund fast unentgeltlich erwarb, während das Baumaterial, des gänzlichen Steinmangels halber, übermäßige Preise kostete. Noch jetzt baut man am wohlfeilsten mit Ziegeln, da der Stein von der dreißig Meilen entfernten Insel Martin Garcia gebracht werden muß und daher fast nur zur Pflasterung verwendet wird.

Buenos Ayres bietet, der übergroßen Regelmäßigkeit ihrer Anlage wegen, einen sehr einförmigen Anblick: die Straßen durchkreuzen sich rechtwinklich und bilden Häuserinseln, ihrer Gestalt wegen Cuadras genannt, deren Seiten je 150 Varas messen.

Die öffentlichen Gebäude bieten, das Zollhaus etwa ausgenommen, wenig Bemerkenswerthes. Dieses am Flußufer halbkreisförmig erbaute Gebäude vermag

schon jetzt, trotz seines bedeutenden Umfanges bei der vermehrten Einfuhr den Ansprüchen des Handels nicht mehr zu genügen. Ein großer hölzerner Molo mit vielen eisernen Krähnen zu beiden Seiten versehen, erstreckt sich vom Gebäude weit in den Strom hinein, um den Richtern das Löschen wenigstens bei Fluth zu ermöglichen; bei Ebbe werden die Waaren durch die schon früherhin erwähnten Wagen unter die Krähne geschafft; eine zweite ebenso lange Brücke läuft mit dem oben geschilderten Zollhausdamme parallel von der öffentlichen Promenade in den La Plata um das Landen zu erleichtern, so daß Boote, die nicht mehr als drei Fuß tauchen, beim niedrigsten Wasserstande, gefahrlos landen können.

Die Kirchen sind im einfachsten Style ohne allen äußern Schmuck erbaut; ihr Inneres ist jedoch ziemlich reich, — und zwar weniger an Werken der Malerei und Bildhauerkunst, denn an Arbeiten aus edlen und getriebenen Metallen.

Die Umgebungen der Stadt sind anziehend, und die Landhäuser, hier *Quintas* genannt, mit Gärten umgeben, wiewohl alle Gewächse, namentlich alle Blumen, des unerträglichen Staubes wegen, der sich beständig von den breiten Straßen erhebt, nur mit großer Mühe gezogen werden.

Von dieser Landplage sind nur die wenigen am Flußufer gelegenen Villen frei. — Zu den vorzüglichsten derselben gehört *Palermo*, *Rosas* einstiger Lieblingsaufenthalt, von ihm selbst erbaut und eingerichtet. Der Pavillon ist groß, ebenerdig und ringsum durch Säulengänge geziert. Ein großer Garten, der jetzt leider gleich wie das Haus gänzlich vernachlässiget wird, breitet sich nächst der *Quinta* aus, und dient gegenwärtig nur einigen Familien gefangener Indianer zum Aufenthalte. Unter diesen befinden sich die Weiber und Kinder zweier Häuptlinge, die hier als Geißeln gehalten werden, während man die Männer zur Führung der Truppen verwendet, die zur Bekämpfung ihrer eigenen Landsleute ausgesandt sind.

Das Land bringt fast alle europäischen Culturpflanzen hervor, liegt jedoch, wie schon gesagt, wegen Mangel an Arbeitskräften größtentheils brach und wird als Weide für Pferde, Ochsen und Schafe benützt. Größere Gütercomplexe, die weite, unbebaute Bodenstrecken umfassen, werden *Estancias* genannt. Tausende von Pferden schweifen daselbst herum, und theilen die Weide mit ungeheureren Rinder- und Schafheerden; auf einer nur einigermaßen ausgedehnten Besitzung erreicht der Stand an Schafen nicht selten 50- bis 60.000 Stück. Die Viehzucht wirft hier noch ein jährliches Erträgniß von 35 % ab, da ihr Betrieb wenig Menschenkräfte zur Aufsicht und Erhaltung erfordert, und das Vieh beinahe gänzlich sich selbst und der gütigen Fürsorge der Natur überlassen bleibt. Von Zeit zu Zeit verkaufen die *Estancieros* den Besitzern von Schächtereien (*Saladeros*) Rinder und Pferde, aber stets in ganzen Heerden, die zu diesem Behufe von berittenen *Gauchos* in kreisförmigen Versämlungen, *Corrales* genannt, gehalten werden. Bei jeder *Estancia* befinden sich solche *Corrales*, von denen aus die Thiere unmittelbar zu den *Saladeros* geführt werden. Dieselben liegen meistens in der Nähe der Stadt und bilden einen eigenen Theil derselben, Namens *Barracas*. Die Jüge des Schlachtviehes gehen besonders zur Regenzeit ab, in welcher die Ebenen, meist von tiefen Gräben durchschnitten, hinlänglich Wasser zur Tränke liefern und dauern ganze

Wochen hindurch, wobei die Herden die auf dem Wege liegenden Weiden benutzen bis sie ihren Bestimmungsort erreichen, wo abermals ein Corral sie aufnimmt, ehe sie zur Schlachtbank gelangen.

Der frühere Gebrauch, den Ochsen die Kniesehnen zu durchschneiden, hat neuerlich einer viel einfacheren und schnelleren Schlachtweise Platz gemacht. Man treibt 30 bis 40 Stück aus dem großen Corral durch ein enges Thor in eine mit diesem in Verbindung stehende kleinere Verpfählung von ungefähr 20 Quadratflaster Breite. Vor dieser Verpfählung steht auf einem erhöhten Gerüste ein Gaucho den Lago an einem Ende haltend, während das andere Ende an den Pferden zweier seiner Gefährten befestigt ist und durch einen Ring über eine Fallthür läuft; — hat nun der erste Gaucho den Lago um die Hörner eines Ochsen geworfen, was er bei seiner erprobten Geschicklichkeit nie verfehlt, so gibt er dem anderen ein Zeichen: die Pferde werden angepörrt und schleppen das zum Schlachtopfer auserkorene Thier gegen den Ring, wo ihm ein Gaucho mit scharfem, spitzem Messer einen solchen Stich zwischen den Kopf und den ersten Halswirbel versetzt, daß der Tod augenblicklich erfolgt; zugleich öffnet sich die Fallthüre und das geschlachtete Thier sinkt auf einen Wagen herab, der auf eisernen Schienen laufend dasselbe zum Zerlegen und Absondern der einzelnen Theile nach einem eigens dazu bestimmten Gebände bringt. Die ganze Operation des Einfangens, Hinschleppens, Tödtens und Wegführens dauert nicht länger als zwei Minuten. Auch im Abziehen der Haut und im Zerschneiden entwickeln die dabei beschäftigten Arbeiter eine besondere Gewandtheit, da ihr Lohn nach der Anzahl der einzelnen Viehstücke bemessen wird. Pferde werden nicht erstochen, sondern erhalten zwei Schläge mit einem schweren Hammer auf die Stirne. Man schlachtet nur Stuten, da es hier zu Lande wie auch größtentheils im Oriente nicht Sitte ist, dieselben zum Reiten oder zum Fahren zu benutzen.

Trotz der Kürze und Einfachheit des Schlachtverfahrens ergreift doch den, an solches Schauspiel nicht gewohnten Fremden, besonders beim Anblick der den Saladeros verfallenen Pferde ein Gefühl des tiefsten Abscheues. Diese von Blut triefenden Menschen, die ihrem Opfer das Messer unter Lachen und Scherzen ins Herz bohren, oder es mit Hammerschlägen niederschmettern, widern besonders an, weil die Gewohnheit zu verwunden und zu tödten, ihr Gefühl schon längst derart abgestumpft hat, daß ihr Arm bei den geringsten Anlässen und bei den unbedeutendsten Händeln noch fast täglich dieselben Waffen gegen ihre Mitmenschen kehrt, deren Leben sie kaum höher schätzen als das eines Kindes oder Pferdes.

Die Gauchos verwendet man nur zum Einfangen, Treiben und Tödten des Viehes, bei den übrigen Arbeiten zieht man Vasken vor, die ruhiger und dabei dennoch thätiger sind, als die Landeskinde, und deren Buenos-Ayres bei 20.000 zählt; dieselben verdienen täglich an 4 bis 5 Thaler.

Die Luft in der Nähe der Saladeros wird durch die verschiedenen widrigen Ausdünstungen der Schlächtereien, Gärbereien und Talgfliedereien derart verpestet, daß dieser Theil von Buenos-Ayres des schönen Namens der Stadt keineswegs würdig erscheint.

Das Klima ist jedoch im Allgemeinen wirklich überaus mild und gesund; die Frühlingsmonate September, Oktober und November, so wie die Herbstmonate April und Mai werden als die angenehmsten betrachtet. Uebergroßer Hitze folgt meist ein Pampero; Nordwinde sind im Sommer höchst unangenehm und erschaffen Körper und Geist.

Die Bevölkerung des Staates theilt sich in zwei Klassen, nämlich in Bürger und Landbewohner, zwischen deren Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen die größte Verschiedenheit herrscht. Erstere, durch den beständigen Umgang mit Fremden herangebildet und den Europäern in keiner Hinsicht nachstehend, haben sich mit deutschem, englischem und französischem Blute vermischt und gehören meist einem schönen Menschenschlage an.

Die Bewohner der Pampas oder Gauchos hingegen haben von ihrer spanischen Abkunft fast nichts als die Sprache beibehalten, sie führen ein Leben voll Entbehrungen, schwelgen aber im Genuße völliger Freiheit und kennen im Stolze ihrer Unabhängigkeit keine Grenzen. Ihre Gefühle sind wild und zügellos wie ihr Leben, ihr Herz ist aber größtentheils gut. — Merkwürdig ist an diesen Abkömmlingen spanischer Abenteurer, die doch so ausgedehnte Meere durchschiffen mußten, um sich an diesen gesegneten Gestaden niederzulassen, ihr eingewurzelter Abscheu vor Schifffahrt; ein Schiff oder ein Boot dünkt ihnen ein Gefängniß; die mächtigen Ströme, die ihr Land allenthalben durchziehen, fließen unbenützt fort und sind der freien Bewegung der Einwohner eher hindertlich als förderlich. Kein Gaucho hat je den Vermejo, Pilcomayo, Paraná, Rio grande oder den Uruguay beschriftet und auch in Zukunft werden sie ihnen als unbetretbare Pfade erscheinen.

Man glaube jedoch deshalb nicht, daß der Gaucho für die großartige Schönheit seiner Steppennatur, für den Reiz der fruchtbaren Ufer seiner Ströme unempfindlich ist; auch die Pampas haben ihre Minne und ihre Lieder: von Hause zu Hause, von Gehöfte zu Gehöfte ziehen ihre Banden und besingen den Schmerz der Mutter, der die Indianer ihr Kind geraubt, oder die Bestiegung einer wilden Horde, die den Spaniern zur Beute ward; sie malen in poetischen Bildern die Wuth des Orkans, der den schattigen Umbú aus der ewig grünen Ebene fortträgt, jenen segensreichen Baum, welcher ihnen auf den weiten Pampas einzig und allein Zuflucht vor den brennenden Strahlen der tropischen Sonne gewährt.

Der Dichter ist jenen Ländern Alles, — er ist Chroniker, Geschichtschreiber und Biograph. —

So lebt hier dreißig Meilen von einer hochcivilisirten Stadt ein Volk in seiner tiefsten Kindheit und Natürlichkeit — und es fließt in der Provinz Buenos Ayres das zwölfte Jahrhundert unmittelbar an das neunzehnte.

Die Nähe der Stadt und die mächtigen Wasserstraßen tragen, wie bereits erwähnt, wenig oder nichts zur Hebung des Wohlstandes jener Völkerschaften bei, und dennoch springt beim Anblick der Karte von Süd-Amerika dem Beschauer die Wichtigkeit der La Plata-Staaten für den Welthandel sogleich in die Augen.

Diese weiten Länderstrecken mit dem fruchtbarsten unerschöpflichen Boden sind von den Afern eines herrlichen Stromgebietes durchschnitten, dessen König — der La Plata vorderhand die einzige Verbindung mit dem Ocean und somit auch mit der ganzen industriellen Welt bildet.

Bis jetzt waren die Handelsverbindungen zwischen den einzelnen Provinzen höchst unbedeutend, und sowohl durch fortwährende Kämpfe und häufige Bürgerkriege, als auch durch jene falsche Politik gehemmt, als deren volkwirtschaftliches Evangelium der Grundsatz galt, daß der Fortschritt und Reichthum eines Landes auf dem Verderben des angrenzenden Gebietes beruhe.

In Folge dessen war denn auch das Augenmerk der Regierung, statt auf die Hebung der eigenen Industrie, weit mehr darauf gerichtet den Wohlstand der Nachbarn zu zerstören.

Erst in den letzten Jahren bewiesen gewissenhafte, verständige Männer den argentinischen Völkern durch die That, wie sehr der wechselseitige Verkehr die Nationen bereichere, und der gegenwärtige Zustand des Staates Buenos-Ayres gibt ein lebendiges Zeugniß für den günstigen Erfolg ihrer Bestrebungen.

Herrn Lorenz, einem in Buenos-Ayres ansässigen deutschen Kaufmann und Vertreter des Hamburger Hauses Viber & Comp. verdanken wir mehrere werthvolle Andeutungen über das Gedeihen des argentinischen Handels. Er wies uns vergleichende Tabellen über die Ausfuhr der vorzüglichsten Landesprodukte vor, welche im Jahre 1840 beginnen und bis 1856 reichen. Zwischen dem Anfangs- und Endpunkte jener Zeitperiode ergeben sich folgende wesentliche Unterschiede:

1840 betrug der Werth der ausgeführten Ochsenhäute 900.000 Dollars, 1856 war er auf 2,500.000 Dollars gestiegen. Das Anschlitt, welches damals nur 160.000 Dollars abwarf, bringt dem Lande jetzt ein Kapital von einer Million; 1840 betrug die Ausfuhr der Schafwolle nicht ganz vier Millionen Pfund, jetzt hingegen übersteigt sie das Vierfache.

• Diese wenigen Angaben werden bereits zur Genüge beweisen, wie wichtig für Europa der Handel eines Landes sein muß, das einen so großen Reichthum an Urprodukten in sich birgt und zur Befriedigung aller seiner Bedürfnisse so sehr an die Erzeugnisse europäischer Industrie gewiesen ist; denn Fabriken von einiger Bedeutung bestehen nicht, und werden noch lange Zeit nicht errichtet werden, da die vorhandenen Arbeitskräfte viel zu gering, und kaum hinreichend sind, um die reichen Gaben der Natur einfach zu ernten und in Empfang zu nehmen.

Die Bewohner der Stadt und des Landes bedienen sich auch ausschließlich nur europäischer Einfuhrs-Artikel: Vom Poncho, den Sporen und dem Messer des Gaucho — bis zu dem Sattel seines Pferdes kömmt Alles aus Europa; — der Nation, die ihm seine Bedürfnisse am billigsten liefern kann, wird und muß daher auch das Monopol des dortigen Handels zufallen.

Am 30. October verließen wir Buenos-Ayres, durch den Consul und unseren neuen Bekannten noch eine gute Strecke weit geleitet. Der Abschied von denselben ward uns auch hier nicht leicht; sie hatten uns durch ihre Kenntniß des

Landes freundlich unterstützt und sich bestrebt uns den Aufenthalt in ihrer Mitte so angenehm als möglich zu machen, was ihnen auch wirklich gelungen.

An Bord eingetroffen mußten wir auf günstigen Wind warten, der erst zwei Tage später eintrat; am 1. November ging daher die Corvette erst unter Segel und gelangte — nur die Stunden günstiger Strömung benützend, Abends in Sicht der Chico-Bank, wo sie für die Nacht ankerte. Am folgenden Morgen lavirten wir im Canale zwischen der Chico- und der Ortiz-Bank gegen Montevideo, bis uns die wechselnde Strömung und die Brise in der Nähe des Leuchtschiffes an der Ostspitze der Ortiz-Bank abermals zum Ankeren nöthigten.

So erreichten wir in kleinen Tagreisen am 5. November Montevideo. Das Schiff begrüßte die Stadt mit 21 Kanonenschüssen, worauf nach wenig Minuten von einem Fort aus die Erwidderung erfolgte.

Auf der Rhebe lag eine brasilianische Schiffs-Division, die spanische Fregatte Villa de Bilbao und die Golette Cruz, welche letzteren beide wir in Rio de Janeiro verlassen hatten. Unsern, dem Stander des brasilianischen Commodore gegebenen Salut erwiderte die ihn führende Corvette; die Division bestand aus drei Schiffen dieser Gattung und mehreren kleinen Schraubendampfern.

Die Rhebe von Montevideo oder besser gesagt, der Ankergrund für Schiffe von größerem Tiefgange als 17 Fuß, steht den Winden aus Nord-Ost, Ost und Süd-Ost offen und der Grund ist so weich, daß die Anker sich tief in den Schlamm eingraben. Da heftige Böen aus verschiedenen Richtungen, wenn auch nur kurz andauernd, dennoch häufig sind, so zieht man es vor, auf einem Anker zu bleiben und hält einen zweiten stets klar, um ihn nach dem Striche des Windstosses fallen zu lassen. Beim Pampero, der hier aus West-Süd-West weht, tritt hoher Seegang ein, doch erhöht sich auch der Wasserstand beträchtlich, welcher Umstand allein die innere Rhebe für größere Schiffe tauglich macht, da diese letzteren kaum mehr als einen Fuß Wasser unter dem Kiele haben. Der Grund der Bai erhebt sich an ihrem Rande allmählig zu einem sandigen Gestade, das nur während des Pampero von den Wellen bedeckt wird.

Die Stadt, von der Rhebe aus gesehen, gewährt einen freundlichen Anblick; auf einem sich bis 450 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Höhenrücken angelegt, wird sie von dem auf der obersten Kuppe erbauten Dome überragt. Die Häuser sind größtentheils einstöckig und sämmtlich mit Terrassen bedeckt, von deren eigenthümlich geformten Thürmchen man einen Anblick der Stadt nach beiden Seiten hin genießt. Das Land ist keineswegs so eben wie am gegenüberliegenden, argentinischen Ufer, sondern wellenförmig gerippt, und bietet mit seinen vielen Landhäusern und wohlgepflegten Gärten, Hainen und Wiesen von der Höhe aus gesehen, ein liebliches Bild dar.

Die Sitten der Städter und Landbewohner sind denen der Einwohner von Buenos-Ayres vollkommen gleich; in Bezug auf Wohlstand und Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs steht jedoch Montevideo, wiewohl an der Mündung des mächtigen Silberstromes gelegen, der so viele Reichthümer auf seinen Fluthen hin-

abwältzt, dennoch weit hinter seiner Schwesterstadt zurück, — eine traurige Folge der verheerenden Partekämpfe die in dieser unglücklichen Stadt leider noch immer nicht ausgetobt haben.

Die Republik Uruguay, die einen Flächeninhalt von 4175 Quadratmeilen mißt, und dennoch nur 317.000 Einwohner zählt, ist durch ihre geographische Lage wie ein Keil zwischen Brasilien und die argentinische Conföderation eingetrichtert, daher auch von jeher der Gegenstand des Habers und der Habsucht zweier mächtiger Nachbarn. Brasilien strebt darnach, den Strom als Südgrenze seines Reiches zu gewinnen, — die La Plata=Staaten richten ihr Augenmerk auf den Besitz beider Ufer. Buenos=Ayres sah überdieß nach seiner Losfagung vom Bunde in der Stadt Montevideo eine, seinem Handel gefährliche Nebenbuhlerin, die es nunmehr auf jede Art zu beeinträchtigen sucht. Auf diese Weise vereinigen sich alle Umstände zum Schaden des Landes und tragen wesentlich dazu bei, dasselbe arm und niedergebrückt zu erhalten.

Ohne die Geschichte der Revolutionen näher beleuchten zu wollen, denen das unglückliche Montevideo in den letzten Jahren ausgesetzt war, mag die zahlreiche Reihenfolge der Regierungswchsel hier Platz finden, die seit 1825, dem Jahre der Unabhängigkeits=Erklärung statt fanden, um einen annähernden Begriff von der Thätigkeit des nimmerrastenden Parteiengetriebes zu bieten.

Im Jahre 1825, am 22. Juni wurde Dr. Manuel Galleros zum Präsidenten gewählt, legte jedoch nach wenigen Wochen sein Amt nieder.

Am 28. August folgte ihm der Brigade=General D. Juan A. Lavalleja in seiner Würde mit dem Titel eines Gouverneurs und General=Capitäns.

1828.

Am 2. Dezember wurde D. Joachino Suarez zum provisorischen Gouverneur und Generallifimus erwählt.

Am 22. Dezember D. José Rondeau zum wirklichen,

am 25. April 1829 abermals D. Juan A. Lavalleja zum provisorischen,

am 6. November endlich der Brigade=General D. Fructuoso Rivera zum Präsidenten der Republik erkoren, welcher das Land vom Jahre 1831 bis 1834 regierte, in diesem kurzen Zeitraume aber dasselbe zweimal verlassen mußte, und das erste Mal durch den Präsidenten des Senates D. Luis Eduardo Perez, später durch D. Carlos Araya vertreten wurde.

1835.

Am 1. Mai wählte man den Brigade=General Don Manuel Oribe zum Präsidenten, dessen Herrschaft bis zum Jahre 1838 währte.

1839.

Am 1. März wurde General Don Fructuoso Rivera abermals Präsident und behauptete diese Würde bis 1852 war aber während dieser Zeit 5 Mal zu längerer Abwesenheit genöthiget, und wurde zweimal durch Pereira, zweimal durch Suarez und einmal durch Perez ersetzt.

1852.

Am 16. Februar wurde D. Bernardo P. Berro Präsident.

Am 1. März desselben Jahres wählte man Don Juan Francisco Giró der sich bis September 1853 am Ruder erhielt.

1853.

Am 25. September setzte die Republik eine provisorische Regierung ein, zu deren Mitgliedern: General Don Juan A. Lavalleja; General Don Fructoso Rivera und Oberst Don Venareio Flores gewählt wurden.

1854

fand die provisorische Regierung ihr Ende und die Wahl zum Präsidenten fiel auf den Obersten Don Venareio Flores der bis August 1855 im Amte blieb.

1855.

Am 29. August wurde die Präsidentschaft gestürzt, und eine provisorische Verwaltung unter dem Gouverneur Don Luis Lamaz errichtet, welcher am 11. Dezember seine Gewalt in die Hände Don Manuel Basilio Bustamantes niederlegte.

1856.

Am 1. März wählte man Don Gabriel Antonio Pereira zum Präsidenten der zur Zeit des Besuches der Caroline im November 1857 noch die Zügel der Regierung in Händen hatte.

Die Parteien waren damals zerklüfteter als je, die Gegner des Präsidenten arbeiteten an seinem Sturze, die Einwohner zogen sich allenthalben zurück, der Handel stockte, und man erwartete stündlich eine neue Umwälzung. Der plötzliche Tod des Ex-Präsidenten Oribe, eines gesunden und kräftigen Mannes, der sich noch wenige Stunden vor seinem Ende des besten Wohlsseins erfreute, erregte eben damals viel Aufsehen in Montevideo und gab zu den sonderbarsten Gerüchten und Vermuthungen Anlaß. Kurz vor seinem Tode noch hatte er unserm Commandanten zusagen lassen, ihn an eben dem Tage empfangen zu wollen, der auf so unvermuthete Weise der letzte seines Lebens werden sollte.

Durch jene beklagenswerthen politischen Verhältnisse und die beständigen Parteiumtriebe wird der geringe Fortschritt erklärlich, den die von der Natur so reich begünstigte Republik Uruguay seit den 3. Jahrzehnten ihres Bestehens im Vergleiche zu den nachbarlichen Staaten der argentinischen Conföderation zurückgelegt hat.

Am Morgen des 16. November, lichtete die Caroline den Anker um die Küsten Amerika's zu verlassen und den weiten Ocean durchmessend, die Fahrt nach einem andern Welttheile und zwar zunächst nach der Südspitze desselben, dem Vorgebirge der Guten Hoffnung anzutreten.

Eine leichte Brise aus Nord-Ost führte uns sieben Meilen weit aus dem Hafen von Montevideo, stillte aber hier gänzlich, so daß wir uns zu ankern genöthiget sahen, um nicht durch die eben stark einströmende Fluth an Weg zu verlieren.

Fast zwei Tage dauerte die Windstille, bis sich erst am 17. Nachts eine Bö im Westen erhob und durch Blitze und heftigen Donner kundgab.

In der Erwartung eines Pampero, der uns zur Ausfahrt günstig sein mußte, lichtetet wir bei Tages Anbruch und benützten den frischen Westwind, der obwohl nicht lange andauernd uns doch nach der Insel Flores brachte. Von hieraus führten leichte Brisen aus Südwest und Westen das Schiff stromabwärts; als wir gegen Abend die la Plata-Mündung überschritten hatten, wuchs der Westwind wieder zu einer bedeutenden Stärke an.

Der Himmel war dicht bewölkt und das Phosphoreszieren der See bot ein Bild von außergewöhnlicher Schönheit dar; der Schaum der Wogen schien sich zu entzünden, gleichwie die Fährte des Schiffes und die Spuren zahlloser Delfine, welche, feurige Streifen nach sich ziehend, den Lauf der Corvette begleiteten, und sie wie von einem Flammenmeere umgeben, erscheinen ließen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Funkeln des beweglichen Elements bot der Anblick des schwarzhüllten Himmels, dessen dichtes Wolkenkleid die ohnehin dunkle Nacht noch mehr verfinsterte. Wir trachteten durch südliche Course den 36. Breitengrad zu erreichen, da die diesseits der südlichen Tropencalmen vorherrschenden Nordwestwinde hier, tiefer in ihrem eigentlichen Gebiete, an Frische und Beständigkeit gewinnen mußten.

Durch dieselben in unserer Fahrt begünstigt, erblickten wir schon am 1. Dezember die Gruppe der sogenannten Erfrischunginseln: Tristan da Cunha, Inaccessible und Nightingale, von denen wir die erstere gerne besucht hätten, wenn nicht eine stürmische See aus Nord-West jede Annäherung an die Rhede von Tristan verhindert hätte, welche eben nach dieser Seite offen ist und nur schlechten Ankergrund gewähren soll.

Tristan da Cunha wurde 1816 durch englische Schiffbrüchige zuerst bevölkert, vor Kurzem aber, wie wir späterhin am Cap in Erfahrung brachten, wegen seiner Unfruchtbarkeit und der Schwierigkeit eine größere Anzahl Einwohner zu ernähren, von seinen ersten Ansiedlern wieder verlassen.

Die Insel zeigt sich aus der Entfernung in Gestalt eines schöngeformten, hoch in die Wolken ragenden Felsenkegels von 8000 Fuß Höhe der fast unmittelbar aus der See aufsteigt, und kann bei klarem Wetter auf 75 Meilen wahrgenommen werden. Ihre beiden Trabanten, weit niederer als die Hauptinsel selbst, sind kahle Felsblöcke und scheinen völlig unfruchtbar. Wir umfuhren das kleine Archipel, und setzten ostwärts steuernd die Fahrt nach dem Cap fort, die sich bei ihrem Abschluß als eine der schnellsten bisher bewerkstelligten Reisen erwies.

## VI. Capstadt.

Während der ganzen Ueberfahrt waren wir größtentheils auf westliche und nordwestliche Brisen gestossen, bis sich auf 2° West von Greenwich eine südöstliche Richtung geltend machte.

Am zwei und zwanzigsten Tage nach der Ausfahrt aus dem La Plata-Strome, dem 10. Dezember Nachmittags erblickten wir zuerst die Küste Afrika's, und näherten uns, getrieben durch die stets frische Brise in raschem Laufe der Südspitze des Welttheils.

Nach wenigen Stunden lag das ganze schöne Hügelland vom Cap der guten Hoffnung bis zur Tafelbai vor uns entfaltet, durch die farbigen Strahlen der Abendsonne nicht wenig verherrlicht. Die mannigfaltigen Bildungen jenes Höhenzuges, der, von dem eigenthümlich geformten Tafelberge südwärts ziehend, in dem unbedeutenden Vorgebirge selbst ausläuft, stellten sich dem Auge höchst vortheilhaft dar und konnten in ihrer ganzen Ausdehnung gesehen werden. — Vom Tafelberge ausgehend erstrecken sich zu Füßen desselben zwei Hügel, die aus der Ferne betrachtet, die Umrisse eines schlafenden Löwen annehmen, der nördliche Vorsprung bildet den Körper und wird the Lions rump genannt — südlich davon, eigentlich ganz isolirt, und daher auch nur aus der Ferne, dem genannten Bild ähnelnd ragt ein schön geformter Ke gel aus rothem Schichtengestein empor, der den Kopf des Thieres darstellt und Lions head heißt; an diese seltsame Figur schließt sich zunächst der dunkle, langgestreckte Constantia Berg, dessen Abhang die weltbekannten Weingärten bedecken in denen der beste Capwein gezogen wird.

Das eigentliche Cap der guten Hoffnung schließt die Hügelreihe ab und erstreckt sich, wiewohl von weit geringerer Höhe als sein ebengenannter statlicher Vorgänger, — das westliche Gestade der Falselbai begrenzend, als letzte Ausläuferkuppe des afrikanischen Gebirges in den Ozean.

Wir waren noch gegen 18 Seemeilen vom Ankerplatze entfernt, den wir in der Tafelbai ausersuchen hatten, und da wir bei hellem Tage daselbst anzulangen wünschten, brachten wir die Nacht in Sicht des Landes zu, indem wir das Schiff durch kurze Gänge nach Nord und Süd in stets gleicher Entfernung vom Ufer zu erhalten suchten.

Bei Tagesanbruch nahmen wir den Kurs gegen die Stadt; südlich der Robben-Insel passirend, ankerte die Corvette mit leichter Brise um 10 Uhr Vormittags in der Tafelbai.

Eine ausführliche Schilderung der Einfahrt in diese Bucht ist durch den Zweck dieses Werckens nicht bedingt, welches sich keineswegs anmaßt, Seefahrern als sicherer Führer dienen zu wollen. Eigene gründliche Arbeiten behandeln diesen

wichtigen Zweig maritimer Geographie in erschöpfender Weise, und sind hiezu berufen, da ihre Verfasser Jahre lang an diesen Küsten gewelt und dieselben zum Gegenstande ihrer Untersuchungen erkoren haben.

Umsoweniger dürften wir es wagen nach so oberflächlichem Besuche dieser Gegenden uns solchen Vorgängern anzureihen.

Als empfehlenswerthe Werke sind hier vorzüglich zu nennen:

Guide sur la côte occidentale d'Afrique, durch den französischen Admiral Grafen Bouet de Willaumez verfaßt, so wie der Atlantic Navigator der englischen Marine.

Der Ankerplatz der Tafelbai ist gut und der Grund hinreichend tief; einlaufende Schiffe thun wohl, wenn sie einen Punkt wählen, von welchem aus die beiden am Eingange stehenden Leuchttürme sich gegenseitig decken, um sodann innerhalb dieser Linie zu ankern. Nur in den Wintermonaten vom Mai bis September ist es nicht rathsam hier zu verweilen, da die heftigsten Nordwestwinde, deren Anpralle die Bai häufig ausgesetzt ist, sich oft plötzlich erheben, das Meer aufwühlen und den Schiffen gefährlich werden. In dieser Zeit findet man sicheren Schutz in der Simonsbucht, einem Theil der Falschbai, woselbst der Einfluß der sonst herrschenden Südostwinde sich weit weniger geltend macht, während allerdings die größere Entfernung von der Stadt zum Nachtseile dieses Ankerplatzes ins Gewicht fällt, und der Tafelbai in den Augen der meisten Schiffer den Vorzug verschafft.

Die Hafeneinrichtungen in letzterer Bucht und die bestehenden Vorsichtsmaßregeln, welche die ankernden Schiffe vor Unglück bewahren sollen, sind übrigens mit großer Umsicht getroffen.

Jedes Schiff erhält auf sein durch Signale ausgedrücktes Verlangen Anker, Tane und alle sonst nöthigen Verteilungs-Gegenstände durch Boote des Hafenamtes die vollkommen feetüchtig sind, und bei jedem Wetter aussegeln; sollte aber etwa ein Schiff des Nachts vor Anker treiben und die See nicht mehr gewinnen können, so gibt ein grünes Licht die Stelle an, an welcher es ohne Gefahr für Ladung und Mannschaft auf den Strand laufen mag.

Vom Gestade fast unmittelbar emporsteigend erhebt sich der Tafelberg, und läßt zwischen seinem Fuße und dem Rande des Meeres nur einer kleinen Fläche Raum, auf welcher sich die Capstadt ausbreitet, gleichsam als suche sie Schutz hinter ihrem riesigen Nachbar.

Ein niedliches kleines Städtchen von regelmässiger Anlage, mit breiten, rechtwinklichen Straßen, die durch nette kleine Häuser von englischer Bauart gebildet werden, hat der Hauptort der Colonie übrigens weder hervorragende Gebäude, noch sonstige Merkwürdigkeit aufzuweisen. Das freundliche Aussehen der Stadt wird noch durch Pflanzungen von Bäumen und kleinen Gärtchen erhöht, welche gemeinlich die Frontseite der Häuser zieren, eine große Allee der schönsten alten Eichen durchzieht die Mitte des Ortes, indem sie gleichzeitig den Zugang zur Wohnung des Gouverneurs und zum botanischen Garten bildet, und den Bewohnern als liebster Spaziergang im Innern der Stadt dient. — Der botanische Garten be-

figt eine reiche Sammlung seltener Pflanzen; Australiens Flora ist hiebei am reichsten vertreten, doch hat auch das Capland selbst eine Auswahl schöner Gewächse aufzuweisen, die hier systematisch geordnet sind.

Einige der angesehensten Bewohner der Capstadt haben sich vereinigt, um den Garten anzulegen und auf gemeinschaftliche Kosten zu erhalten, an bestimmten Tagen wird derselbe dem Publikum als Erholungs-Ort geöffnet. Er ist nicht von großer Ausdehnung aber mit Ordnung und Sackkenntniß gehalten.

Die Capstadt zählt an 25,000 Einwohner, worunter zum größten Theile holländische Familien, die aus der Zeit der früheren niederländischen Herrschaft stammen; die Minderzahl wird von Engländern gebildet, die theils dem Handels- und Bürgerstande angehören, theils als Beamte im Solde der britischen Colonial-Regierung stehen. — Die unteren Schichten der Bevölkerung bestehen vorzüglich aus eingewanderten Malaien, in geringerer Zahl auch aus Negern, Kaffern und Hottentotten. Die Malaien bilden die arbeitende Klasse, treiben die niederen Handwerke und werden in europäischen Häuser mit Vorliebe als Diener verwendet. Ihre Tracht gewährt durch den seltsamen, spitzen Strohhut, mit welchem sie stets bedeckt sind, und der seine Form dem Dache eines chinesischen Pavillons entlehnt zu haben scheint, einen eigenthümlichen Anblick. Im Hause tragen sie nur ein buntes Tuch auf dem Kopfe; das sie niemals ablegen und welches auch unter dem Hut sichtbar wird. Sie bekennen sich zur muhamedanischen Religion, sind fleißig und intelligent.

Die Kaffern sind träger Natur, von geringen Fähigkeiten und werden in der Stadt meist nur als Lastträger verwendet.

Die Hottentotten beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und bringen ihr Produkte vom Lande auf eigenen Fuhrwerken selbst nach der Stadt, — in deren Straßen man häufig ihren, wenn auch nicht schwerbeladenen, doch oft mit 10 bis 12 Pferden bespannten Wägen begegnet; ein Besuch im Innern der Colonie reicht jedoch hin, diesen Aufwand an Zugvieh zu erklären, das dort wegen des hohen, weichen Sandes unentbehrlich ist und zur Fortbringung selbst leichter Lasten vorgespannt werden muß.

Obwohl schon im Jahre 1487 entdeckt, schien das Cap anfänglich selbst den Portugiesen von keiner besonderen Wichtigkeit, und nur der aufgefundenen, um das Vorgebirge führende Seeweg nach Ostindien, nahm ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Erst die holländisch-ostindische Compagnie wendete dem Vorgebirge ihr Augenmerk zu und ließ im Jahre 1650 durch Van Niebeck eine Niederlassung an der Tafelbai begründen, um eine Erholungsstation für ihre Ostindienfahrer zu gewinnen.

Wiewohl Anfangs nur von Abenteurern bewohnt, blühte die Colonie dennoch rasch auf; nach etwa 3 Jahrzehnten ihres Bestehens erhielt die Bevölkerung einen überaus schätzenswerthen Zufluß durch zahlreiche französische und deutsche Auswanderer, welche durch das Edict von Nantes und die Verheerungszüge der Franzosen in der Pfalz von ihrem heimatlichem Herde vertrieben worden waren.

Die neuen Ansiedler, größtentheils den gebildeten Klassen angehörnd, zudem gewerbfleißig und betriebsam, verpflanzten die Cultur des Weines hieher, und führten in jeder Hinsicht wesentliche Verbesserungen in die bisherigen Zustände ein.

Trotz häufiger Kriege mit Kaffern, Hottentotten und Buschmännern, und obwohl die holländischen Statthalter die Colonie oft nicht mit jener Einsicht und Energie leiteten, welche die Wichtigkeit derselben erheischte, schwang sich doch die Niederlassung durch Clima und Lage begünstigt, bald zu beträchtlichem Wohlstande empor und blieb über ein Jahrhundert hindurch im Besitze ihrer ersten Gründer.

Die Holländer hatten sich allmählig bereits bis zu den Ufern des Dranjesflusses ausgebreitet, theils Landwirtschaft treibend, theils in der Elephantenjagd ihren Unterhalt suchend, als im Jahre 1795, nach Aufhebung der Statthaltertschaft und Begründung der batavischen Republik unter französischem Schutze, plötzlich ein kleines Corps Engländer unter General Craigh und Sir Alured Clarke am Cap landete und durch einen Handstreich die ganze Colonie in Besitz nahm. Im Frieden von Amiens fiel sie zwar an Holland zurück, war aber bei der allgemeinen Regelung des neuen Staatensystems im Jahre 1814 für immer an England abgetreten.

Bis zum Jahre 1827 wurde das Land indeß noch nach dem bestehenden holländischen Gesetze verwaltet; dann aber mußte dasselbe dem englischen Rechte weichen und es fand ein allgemeiner Wechsel der Beamten statt.

Die Unkenntniß der holländischen Sprache, welche beinahe bei allen neuen Angestellten vorwaltete und der dadurch erschwerte Verkehr zwischen der Regierung und den Ansiedlern erregte jedoch bald Unzufriedenheit unter den Letzteren; dazu brach 1834 in den blutigen Kafferkriegen manches Ungemach über die Bevölkerung herein, und endlich steigerten die plötzliche Freilassung der Sklaven und die Emancipation der Hottentotten, zwei Maßregeln, welche zwar nicht grundsätzlich, wohl aber des, von der Behörde dabei eingeschlagenen Verfahrens wegen mißbilligt wurden, die Erbitterung der argheimgesuchten Boers auf das Höchste. Dieselben wanderten mit Haus und Hof nach der nordöstlich gelegenen Natalküste aus, gründeten hier neue Niederlassungen, und erklärten sich 1841 von der britischen Regierung unabhängig. Sie unterlagen jedoch der ihnen entgegengesetzten Gewalt der Waffen, und auch hier in ihrer Freiheit beeinträchtigt, verlegten sie ihre Wohnsitze nach dem Innern des Landes, woselbst sie zwei Freistaaten bildeten, welche sie Dranjesfluß Souveränität und Transvaal'sche Republik benannten:

Diese letztere, jenseits des Vaalflusses gelegen, war den Engländern nie zugänglich, jene aber zwischen dem Dranjes- und Vaalfluße eingeschlossen, ward öfters von ihnen bekriegt. Der Gouverneur der Capcolonie, Sir Harry Smith focht daselbst mit Glück gegen den holländischen Anführer Pretorias, der sich und den Vaalstaat endlich der britischen Botmäßigkeit unterwarf. Im Jahre 1854 aber von der Regierung wieder aufgegeben und als selbstständiger Staat endlich anerkannt, stellte sich die neue Republik unter den Schutze des Königs der Niederlande.

An der Grenze des Kaffernlandes ist seit zwei Jahren die in Folge des orientalischen Krieges errichtete britisch-deutsche Legion angesiedelt, und bildet in den Distrikten British Koffraria und Victoria eine rasch aufblühende Militär-colonie, welche von energischen Offizieren geleitet und aus tüchtigen Elementen bestehend einer kräftigen und gedeihlichen Entwicklung entgegensteht.

Sie ist nach Art der österreichischen Militärgrenze, deren Einrichtungen bei Organisirung der Colonie vielleicht zum Muster dienten, in mehrere Regimenter getheilt, die sämmtlich während des Krimfeldzuges durch den hannöverschen General von Stutterheim angeworben wurden und nach dem frühen Ende des Krieges die Uebersezung nach dem Cap einer Abfertigungssumme größtentheils vorgezogen haben. Wenn auch ihren wilden Nachbarn gegenüber in fortwährender Uebung der Waffen begriffen, haben sie sich dennoch mit allem Eifer die Urbarmachung des ihnen angewiesenen Landstriches angelegen sein lassen und daselbst Städte und Dörfer begründet, die nach Orten des Vaterlandes oder nach einzelnen, besonders verehrten Vorgesetzten benannt wurden. So treiben sie unter der Führung ihrer Offiziere Landbau und Gewerbe, und zum Schutz der gemeinsamen Grenzen nebstbei das Soldatenhandwerk in seiner vollen Ausdehnung. —

Ihre deutsche Zeitschrift Germania welche zu Kingwilliamstown erscheint, gibt Nachricht von den Fortschritten der jungen Gemeinde, von dem Entstehen und Wachstume neuer Ansiedlungen, und jeder Deutsche wird hier — ferne von den heimischen Gauen an dem südlichsten Ende Afrika's, durch die Kunde von einem neuen Berlin und Potsdam, von einem Stutterheim, Breidbach und andern vaterländisch klingenden Orten freudig angeregt und überrascht.

Die nach langen Kämpfen erzielte Beruhigung der benachbarten Kaffern ist noch immer nicht dauernd und wird durch Anwendung eiserner Strenge gegen die nächsten, der Regierung unterworfenen Stämme erhalten. Jedes Vergehen wird mit schwerem Gefängnisse geahndet, zu welchem Behufe in den Forts der Capstadt sowohl, als auf der, am Eingange der Tafelbai liegenden Robbeninsel hinlänglich für Unterkunft gesorgt ist. Tausende von Sträflingen werden hier festgehalten und erst wenige Tage nach unserer Ankunft brachte ein Dampfboot aus Natal eine neue Ladung schwarzer Galeerensklaven.

Unter diesen befand sich eine für die Bewohner der Capcolonie besonders interessante und daher auch vielfach besuchte Persönlichkeit, der berühmte Häuptling Macomo, der die Grenzen der Colonie schon vielfach beunruhigt und sich endlich den Engländern ergeben hatte, nun aber zur Sühne für den Mord eines Offiziers der britisch-deutschen Legion neuerdings gefangen genommen und durch ein Kriegsgericht zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt worden war. An Bord des Dampfbootes erschien er noch in seiner Häuptlingstracht, aber an Händen und Füßen mit Ketten geschlossen, die ihm vor der Ausschiffung abgenommen wurden. Für das härtere Gefängniß auf der Robbeninsel bestimmt, mußte er vorher eine Zelle in der Town prison bewohnen, um den zahlreichen Neugierigen, die sich drängten, die Mühe des Besuchs zu erleichtern.

Macomo ist ein bejahrter Mann, der zwischen sechzig und siebzig Lebensjahre zählt, — seine wolligen Locken begannen sich grau zu färben, was bei Negern gemeiniglich erst im hohen Alter eintritt; seine Gesichtszüge aber schienen nur die eines gewöhnlichen Kaffern zu sein, ohne ein besonderes Gepräge von Hoheit an sich zu tragen oder eine höhere Richtung des Geistes zu verkünden; den Blicken der Gaffer, die ihn umgaben und mit denen er theilweise vielleicht in besseren Tagen zusammengetroffen war, begegnete er aber kalt und fest und mit vieler ansehender Würde.

Mit Erlaubniß des Gouverneurs war dem Häuptlinge die jüngste seiner Frauen gefolgt, um die Last der Gefangenschaft mit ihm zu theilen. Eine besondere Bärtlichkeit soll ihn an diese seine Lieblings-Gemalin fesseln, und die erwiesene Gnade Dankbarkeit in ihm erweckt haben. Die Negerfürstin schien mir ein Weib von etwa 35 Jahren, und mag in ihrer Jugend als schwarze Schönheit gegolten haben; funkelnde Augen und blendend weiße Zähne, weld' letztere sie beim Rauchen einer kleinen Thonpfeife nicht ohne Koketterie fast beständig zur Schau trug, legen jedoch nunmehr allein von diesen verschwundenen Reizen Bürgschaft ab. Sie trägt europäische Kleider, da ihre eigene Tracht englischen Begriffen wohl zu einfach erschienen wäre; ihr Gatte mußte sich hingegen zu dem Sträflingsanzuge bequemen.

Die Trachten der Kaffern, so wie Waffen und Geräthschaften, welche die Sitten dieses Volkes versinnlichen, sind in der Capstadt häufig zu finden, da sich einzelne Kaufleute fast ausschließlich mit dem Verschleiß dieser Artikel beschäftigen; — eine vollständige Sammlung derselben befindet sich im ethnographischen Museum, das mit vielem Geschmacke ausgestattet ist, und in Anbetracht der kurzen Zeit seines Bestehens sogar reich genannt werden kann.

An wissenschaftlichen Anstalten ist noch der Sternwarte zu erwähnen, die nächst andern astronomischen Behelfen, eines der größten Passage-Instrumente besitzt. Von dieser Warte aus beobachtete der jüngere Herschel während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der Capstadt die Phänomene des südlichen Himmels und eröffnete, — ein echter Jünger der Wissenschaft — durch seine Aufopferung im Dienste derselben, und durch seine gründlichen und gediegenen Forschungen der Menschheit erst recht eigentlich die Kenntniß jener bisher fast unbekanntten Welt.

Die Capstadt ist der Sitz der Centralregierung und des Generalgouverneurs der Colonie, welche Stelle gegenwärtig Sir George Grey bekleidet, dessen Befehlen auch die abgesonderten Distrikte Britisch-Kaffraria und Natal unterworfen sind. Ihm zur Seite stehen beratende Versammlungen: die Representativ- und die Senatorenkammer, deren Beschlüsse jedoch der Genehmigung des Statthalters bedürfen. Die Berechtigung zum Sitze in der Kammer wird durch Grundbesitz und das Indigenat der Colonie erworben. —

Der militärische Dienst wurde während unserer Anwesenheit in der Colonie nur von der städtischen Miliz besorgt, da alle mobilen Truppen nach Ost-Indien gezogen waren; die westlichen Distrikte, welche keiner Vertheidigung bedürften, waren augenblicklich ganz von Militär entblößt. Fast täglich liefen große Regie-

rungsdampfer in der Tafelbai ein, welche Regimenter an den Kriegsschauplatz fuhren und nur so lange verweilten, als unbedingt nöthig war, um ihre Vorräthe zu ergänzen oder Pferde anzukaufen. Auf mehreren dieser Schiffe befanden sich Frauen an Bord, welche durch die jüngst in Delhi und Cawnpore verübten Gräulichkeiten abgeschréckt, ihre Gatten nach Indien begleiteten.

Die meisten Umgebungen der Stadt sind angenehm und der ehemals kahle Felsboden durch die emsig, fleißig und kunstvoll ausgeführte Anlage von Gärten und Willen zu einer lieblichen Landschaft umgeschaffen. Kleine Ausflüge sind belohnend; unter denselben bildet der Weg nach Greenpoint den beliebtesten Spaziergang der Stadtbewohner. Eine gute Fahrstraße führt dahin am Fuße des Lionstrump entlang, von dessen leicht zu erklimmender Höhe man einen hübschen Ueberblick der Stadt und eine Fernsicht nach der Kette der nördlich ziehenden blauen Berge gewinnt. Den Frauen bietet dieser Ausflug Ersatz für die weit beschwerlichere und ihnen kaum zuzumuthende Ersteigung des Tafelberges, welche mit so vielen Mühseligkeiten verbunden ist, daß nur der mächtige Eindruck all der großartigen Naturschönheiten für die bedeutenden Anstrengungen zu entschädigen vermag.

Wir brachen eines Morgens um 7 Uhr auf, und versahen uns, mehrfach wiederholten und dringend eingeschärften Rathschlägen folgend, mit einem landeskundigen Führer, ohne dessen Hülfe wir sicher irre gegangen wären, so wenig dieß auch der Anblick des aus der Ebene zwar allerdings steil, jedoch keineswegs allzu hoch erscheinenden Berges vermuthen ließe.

Um den Abhang selbst zieht sich eine auf den ersten Blick wahrnehmbare, den ganzen Tafelberg beinahe wie ein Gürtel umgebende Linie, welche die untere, gegen die Ebene sanft abfallende Region des niedrigen Baumwuchses von dem höheren und weit steileren, aller Vegetation baren Theile des Berges scharf abschneidet. Zu dem Fuße desselben gelangt man längs dem Ufer eines kleinen Baches, durch eine schöne Allee großer, alter Eichen, welche zu einem Haine dicht gefäeter, Pinien führt. Weiter oberhalb hört aller höherer Baumwuchs auf — es kommt nur mehr Strauchwerk fort, unter welchem sich namentlich herrliche Pelargonien bis zur Manneshöhe erheben, vor Allen aber der nur hier einheimische Weißbaum, wegen seiner silberglänzenden Blätter *Protea argentea* genannt, besonders gedeiht.

Bald wird das Strauchwerk seltener und niedriger und man gelangt allmählig zur oberen kahlen Region des Tafelberges.

Geröll und unförmliche Sandsteinklumpen machen hier die Führung eines gangbaren Weges und Steges unmöglich, so daß erst von dieser Stelle die eigentlichen Beschwerlichkeiten der Ersteigung beginnen. Die hie und da noch spärlich fortkommende, niedrige Vegetation ist unserer subalpini'schen Flora theilweise nicht unähnlich, und es finden sich Griffen, Immortellen und Strohblumen in Fülle.

Befände sich nun der Tafelberg in einer von Fremden oder Lustreisenden besuchteren Gegend, — allenfalls in der Nähe eines deutschen Badeortes, so wäre sicher längst schon für die Anlage eines bequemen Pfades gesorgt und diese verhältnißmäßig nur ganz kurze Strecke Weges zu einem angenehmen Spaziergange umge-

schaffen; hier zu Lande jedoch würde ein solches Unternehmen sich allerdings nicht der Mühe lohnen. — Auf halbem Wege ruhten wir am Rande eines kleinen Baches, dessen frisches, klares Wasser uns einen kühlenden Trunk bot; unser Führer schlug als Muselmann den Wein entschieden aus, den wir ihm gereicht hatten, um die all zu kühle Temperatur des Wassers zu mildern, dagegen erbat er sich eine Flasche Bier, welche ihm auch gerne zugestanden wurde. Der eben erwähnte, winzig kleine Bach ist die einzige Wasserader, die dem Berge entquillt; sie versteht die Stadt fortwährend reichlich mit Trinkwasser, welches daselbst in einem Reservoir gesammelt wird. Wenn auch nie versiegend, hat sie dennoch keinen eigentlichen Ursprung, da sie ihr Entstehen dem Tafeluche verdankt, jener eigenthümlichen weißen Wolke, welche an jedem Abende den Berg umhüllt, sich über die Tafelfläche erhebt, und in der kälteren Luftschichte zu Wasser verdichtet. —

Nach kurzer Rast wurde der Weg so gut als möglich durch das Gerölle fortgesetzt, aus dem hie und da dichte Büschel Gras hervorsproßten, und unser Weiterkommen wesentlich förderten, da sie uns als Anhaltspunkte zur Erklümmung der nun fast senkrechten Steigung dienten, die uns ebenso mühevoll als langwierig erschien. — Hat man jedoch einmal durch eine enge Felsenkluft — eigentlich einen schrägen Spalt des Berges — die Höhe erreicht, und ist man auf der weiten Tafelfläche bis zum nördlichen Rande gelangt, so genießt man eine entzückende Fernsicht zunächst auf die Ebene vor der Stadt und die Tafelbai, weld' Erstere sich zu den Füßen des Beschauers gleich einem Schachbrette ausgebreitet, an welchem zwei Kiesen — der Berg und der Ozean — als Spieler einander gegenüber sitzen.

Die sogenannte Tafelfläche auf der Höhe des Berges ist aber keineswegs ein glattes Hochplateau, wie der am Fuße des Tafelberges stehende anfänglich zu glauben versucht wäre; das Terrain kann hingegen eher wellenförmig genannt werden; es hat seine eigenen Erhöhungen und Vertiefungen, es ist vielfach zerklüftet und mit Felsblöcken besät. Die scharfsantige Bildung des Randes ist überhaupt nur auf der Nordseite wahrnehmbar, während der Berg nach Süden hin in tiefe Schluchten zerrissen, nicht so jäh abfällt. Unmittelbar vor sich findet das Auge des in dem Mittelpunkte jener Hochebene stehenden keinen andern Ruhepunkt als die großen Felsblöcke, welche sich oft zu ganzen Hügelreihen verbunden, nach verschiedenen Richtungen hinziehen, zwischen ihnen nur einem kargen Pflanzenwuchs spärlichen Raum gönnend; selbst der Horizont der See ist von hier aus, durch das, wohl eine deutsche Meile im Umfange messende Plateau verdeckt; einige Schritte nach dem östlichen Rande hin aber eröffnet sich plötzlich eines der lieblichsten Bilder, welches die reichste Phantasie erfinden kann; ein Bild, welches alle Mühen und Anstrengungen der Ersteigung hundertfach belohnt.

Zunächst zur Linken die spitze Form des Teufelspiekes, mit dem Tafelberge durch einen schmalen Kamm in Verbindung stehend; rechts der ganze Höhenzug, in welchem mit dem Constantia Berge und dem niederen Vorgebirge der guten Hoffnung der noch unbekannteste Erdtheil der Welt im Meere verläuft — gleichsam zwei vorragende Schutzmauern, welche den Standpunkt des Beobachters

begrenzen. Zwischen diesen breiten sich die fruchtbaren Gefilde nächst Constantia und Wynberg bis zum Gestade der Falschbai aus, deren Fläche am Horizont deutlich sichtbar ist; in weiterer Ferne schließt sich der Distrikt von Stellenbosch an die Kette der Schwarzen Berge, an deren Fuße bei Zwelldom die Herrenhüter-Colonie Gnadenhal in stillem Frieden daliegt.

Angesichts dieses prachtvollen Gemäldes ruhten wir eine Stunde und labten Geist und Körper, denn ein kleines Mahl war vorsichtshalber nicht vergessen worden.

Kaum war jedoch die bemessene Frist verfloßen, so mahnte der Führer zum Aufbruche, denn schon zeigten sich die Vorläufer des sich mit unglaublicher Raschheit bildenden Tafelstuhes, und es schien gerathen, die steile Hälfte des Berges zurückzulegen, ehe sich dessen Haupt mit seiner Nachtmüze bedeckte. — Der Rückweg gestaltete sich beinahe noch schwieriger als die Erstigung, und nur die bereits erwähnten Grasbüschel gewährten uns einige Sicherheit gegen ein allzurasches und unwillkommenes Hinabrollen.

Erst um 9 Uhr Abends fehrten wir hochbefriedigt von dem beschwerlichen aber herrlichen Ausfluge nach 14 stündigem Marsche in die Capstadt zurück.

Einen anderen, mannigfaltiges Interesse bietenden Blick in die nächste Umgebung gewährte uns eine Fahrt nach den Nebenbergen Constantia's, deren Veranstaltung wir der Freundlichkeit und lebenswürdigen Zuverlässigkeit des kaisert. Consuls Herrn Mosenthal verdanken.

Der Weg führt um den Fuß des Tafelberges der Falschbai zu, ist größtentheils schattig und zu beiden Seiten von Landhäusern und Gärten umgeben: die Straße selbst aber mit rothem Sande bestreut, so freundlich und anmuthig, daß man sich in einem englischen Parke wähnen möchte.

Die erste Wegstrecke, welche zugleich als Poststraße nach den südlichen Distrikten der Colonie dient, war äußerst belebt, und bot einen tiefen Einblick in die Regsamkeit des Verkehrs zwischen diesen Gebieten und der Hauptstadt, die jedoch allmählig einen Theil dieses blühenden Handels zu Gunsten des neugegründeten rasch aufblühenden und jenen Distrikten näher gelegenen Stapelplatzes Port Elisabeth an der Algoa Bai einbüßen dürfte, nach welchem sich der Absatz der dortigen Produkte der leichteren Verschiffung wegen bereits zu ziehen beginnt.

Ungefähr an der Weghälfte zweigt sich die Seitenstraße nach den Höhen von Constantia ab, welche etwa zehn englische Meilen entfernt, leicht in einer Stunde erreicht werden.

Constantia ist kein geschlossener Ort, sondern eine, aus zierlichen Landhäusern und weitgedehnten, aneinander grenzenden Weingärten bestehende Landgemeinde, deren Bewohner sich fast ausschließlich mit der Cultur des bekannten, köstlichen Constantia-Weines beschäftigen. Derselbe gedeiht nur auf dieser südlichen Berglehne, welche zwei Arten, den weißen und den rothen Constantia hervorbringt; er ist süß, wohl schmeckend, sehr aromatisch und geistig. Obwohl von mehreren Grundbesitzern gepflanzt, wird er doch nicht in großer Menge erzeugt und hat daher selbst an Ort und Stelle einen ziemlich hohen Preis. Die andern, bei uns bekannten

Capweine werden in der ganzen Colonie gebaut und zur weiteren Versendung nach der Capstadt oder der Algoabai gebracht. — Bei Herrn Van Renen, einem Freunde des kaiserl. Consuls und dem größten Grundbesitzer der Umgebung, wurden wir freundlich aufgenommen und erfreuten uns daselbst des Anblicks eines der schönsten Gärten des Caplandes, der tropische Gewächse und Früchte aller Art in üppiger Fülle hervorbringt, insbesondere aber einen großen Reichthum an Orangen entfaltet, welche hier von den kleinen Mandarinen bis zu den umfangreichsten Apfelsinen in den mannigfaltigsten Gattungen vertreten sind.

Ein letzter Ausflug führte uns endlich noch nach der Simonsbai, woselbst unser Commandant jenen des am Cap stationirten Geschwaders Sir Frederik Grey auf seinem Flaggenschiffe besuchte. Die Simonsbai bildet den Kriegshafen der Capstadt, da kein englisches Kriegsschiff in der Tafelbai zu ankern besugt ist.

Ein kleines Städtchen, Simons town, seit kurzer Zeit am Ufer der Bucht erbaut, dient als maritime Vorrathskammer für die Flotte und besitzt ein Seearsenal, welches mit dem hinlänglichen Bedarf an Ausrüstungsgegenständen reichlich versehen ist, um einsprechenden Schiffen jeden nöthigen Vorschub zu leisten und mit britischer Genauigkeit und Vollendung alle mögliche Aushilfe zu gewähren. Auf dem Wege dahin liegt am sandigen Strande einer kleinen Bucht das unbedeutende, aber freundliche Fischerdörfchen Kalkbai, das einigen Familien der Capstadt zum Sommeraufenthalte dient, und woselbst auch wir im gastfreien Hause unsers würdigen Consularvertreters die heitersten Stunden verlebt, deren Gedächtniß wesentlich mit dazu beitrug, wenn uns Allen der Aufenthalt am Cap zu einer unvergeßlichen Erinnerung geworden ist.

---

## VII. Benguela.

---

Am 12. Jänner 1858, als den für unsere Abreise festgesetzten Tage verließen wir um 3 Uhr Nachmittags die Tafelbai durch frischen Südostwind begünstigt, der das Schiff mit fast gleicher Kraft auf der ganzen 1500 Meilen langen Strecke bis zur Breite von Benguela begleitete während eine etwas nordwärts ziehende Strömung gleichzeitig zur Schnelligkeit der Fahrt wesentlich beitrug.

Am Morgen des neunten Tages erblickten wir die Einfahrt der genannten Rhyde, so wie das eigenthümlich geformte Vorgebirge, welches dieselbe nach Süden hin begrenzt und nicht mit Unrecht die Benennung: Chapeo de San Felipe trägt, da es von jeder Seite aus in Gestalt eines Hutes erscheint.

Der heilige Philipp ist der Schutzpatron von Benguela, und die Hauptstadt der Provinz führt seinen Namen.

Es wurden von uns an jener Stelle wo die englische Admiralkartenskarte vom Jahre 1825 eine mutmaßliche Bank angibt, einige Lohungen vorgenommen, man fand aber allenthalben eine Tiefe von durchschnittlich 60 Faden; auch soll das königliche Kriegsschiff Harrington, welches bekanntlich in diesen Gegenden Schiffbruch litt, nicht an jener Stelle, sondern an der Küste selbst gescheitert sein, und die Bank nach Aussage der Landesbewohner gar nicht bestehen.

Die Rhyde von Benguela ist eine offene Bucht, die gegen die täglich in den Morgenstunden sich einstellenden Seebrisen nach Westen und Norden hin offen ist; der Ankerplatz ist gut in 6—9 Faden Wasser.

Das Ufer der Bai wird durch eine sanft aufsteigende Sandfläche gebildet, welche selbst in der Nähe der Stadt das Land mit Booten bedeutend erschwert.

San Felipe de Benguela ist nächst Loanda der bedeutendste Stapelplatz der Portugiesen an dieser Küste und versendet noch heute viele Produkte nach Europa, wenn auch der Handel vor Zeiten weit blühender war. Die Stadt wurde oft sehr verschiedenartig geschildert und zuweilen unbillig beurtheilt, denn ein Vergleich mit europäischen Orten kann hier wohl nicht Platz greifen. Sie ist nett und rein gehalten und enthält breite und regelmäßige Straßen; die Häuser sind von gutem Aussehen, wenn auch nur selten aus eigentlichen Backsteinen aufgeführt. Das Wasser ist schlecht und ungesund, das Klima ebenfalls fieberhaft, vorzüglich während der Sommermonate Februar und März, in welche unser Besuch eben fiel.

Seit dem letzten räuberischen Ueberfalle der wilden Jaggas hat sich die damals hart mitgenommene Bevölkerung Benguelas allmählig wieder erholt, und zählt gegenwärtig nahe an 6000 Seelen.

Die ehemals hier so zahlreichen wilden Thiere (besonders Hyänen) die bis in die Straßen der Stadt drangen und dieselben beunruhigten und verheerten, sind größtentheils aus der Umgebung verschwunden.

Die Rhyde ist sehr fischreich und liefert gute, schmackhafte Fische im Ueberflusse, — aber auch von Haien wimmelt es, und Krokodile sind im Catumbellafusse heimisch.

Wir hatten uns Seitens der Behörden einer überaus freundlichen Aufnahme zu erfreuen und müssen der besonderen Zuorkommenheit des Gouverneurs: Corvetten-Capitän Vicente Ferrer Barruncho rühmend erwähnen. In seiner Begleitung unternahmen wir einen Ausflug nach dem am Ufer des Catumbellafusses gelegenen Städtchen gleichen Namens und hatten demnach erwünschte Gelegenheit, ein wenn auch kleines Stück des innern Küstenstriches von West-Afrika, im besten Lichte kennen zu lernen.

Um 5 Uhr Morgens waren vor dem Hause des Gouverneurs eine Schaar Neger mit Palankinen versehen — und eine Anzahl Tragbetten und Hängematten eingetroffen, zwischen welchen Transportmitteln uns nach Belieben die

Auswahl gelassen wurde. — Wir brachen allsogleich auf, um nicht unterwegs von der drückenden Mittagshitze zu leiden und bedienten uns zur Reise der bereits erwähnten Palankine. Jeder derselben wurde von zwei Schwarzen an einer langen Stange befestigt getragen, von welcher er an Ringen herabhing, während je vier Schwarze zur Ablösung ihrer Gefährten den einzelnen Palankinen folgten; zehn andere aber begleiteten den Zug um den Mundvorrath und die nöthigen Mäntel zum Schutz gegen den Nachthau zu schleppen.

Wir waren somit von einer Truppe von vierzig freischendenden und singenden Negern umgeben, deren nur allbekannte Hautausbünstung die Annehmlichkeiten der seltsamen Expedition keineswegs erhöhte. — Kaum hatten wir in den Palankinen Platz genommen, so ging es schon unter dem Geheule der Schwarzen in einem passartigen, unglaublich raschen Schritte unaufhaltbar vorwärts, theils auf durchaus ebenem, sandigem Boden, theils durch Felser, die mit wildwachsenden Malven bedeckt waren. Die Träger lösten sich ungefähr jede Minute ab, indem während des Marsches stets zwei andere hinterher gerannt kamen, ihren Gefährten, nachdem sie selbe durch Händeklatschen auf den Wechsel aufmerksam gemacht, die Stange von den Schultern rissen und ihnen gleichzeitig durch einen Stoß mit dem Arme das Gleiten aus der Bahn erleichterten. Da aber nicht beide Träger zugleich, sondern einer nach dem andern abwechselten, so entstand für den Reisenden der, die sich ungefähr jede halbe Minute wiederholenden Stöße mit empfand, eine eigenthümliche, zwar beinahe regelmäßige, aber dennoch höchst unangenehme Bewegung, gegen deren Wirkungen man allerdings ebenso unempfindlich werden mußte, als gegen die veranlassenden Ursachen der Seekrankheit. Auf diese Art werden hier zu Lande alle Reisen und selbst die größten Wegstrecken zurückgelegt; man bricht in den frühesten Morgenstunden auf und macht um Mittag halt für den ganzen Rest des Tages und selbst für die kommende Nacht, denn kein Eingeborener ließe sich bewegen, den Marsch nach gehaltener Rast am selben Tage fortzusetzen; selbst der leidige Branntwein, — sonst das wirksamste Mittel um Schwarze zu überzeugen, würde diesmal seine Wirkung verfehlen.

Nach drei Stunden erreichten wir Gatumbella, ein Städtchen von etwa 1000 Seelen, das aus einer langen Straße mit ungefähr fünfzig ebenerdigen Häusern besteht, die meist von Weißen oder Farbigen bewohnt werden. Die Mauern der Häuser sind aus gestampftem Lehm aufgeführt, sorgfältig weiß getüncht, und größtentheils mit Palmblättern — nur wenige mit Ziegeln gedeckt; der Anblick ist jenem eines ungarischen Dorfes nicht unähnlich. Die Hütten der schwarzen Bevölkerung sind hinter dem Orte gruppenweise vertheilt, und von einer Umzäunung umgeben, welche Libata heißt.

Am Ende der Gasse erblickt man einen Hügel von geringer Höhe, von welchem aus ein Fort die Umgebung beherrscht, und wenn auch nur zwei Sechspfünder von feinen Wällen drohen, so genügt diese geringe Ausrüstung dennoch um die, noch auf der niederen Stufe der Bildung stehenden Landesfinder in Furcht und Unterwürfigkeit zu erhalten. Von der Höhe genießt man einen schönen Anblick des sich hier öffnenden Gatumbella=Thales, in welchem sich der Fluß, gerändert von

Palmen der mannigfaltigsten Gattungen und von den Erzeugnissen der üppigsten tropischen Vegetation beschattet, westwärts nach dem Meere windet; im Rücken gähnen die Schluchten des Inhandanha-Gebirges, dessen Fuß entlang der Fluß von seinem noch unerforschten Ursprung herströmt; ein wahrhaft schönes Gemälde.

Dem Fort gegenüber hielten wir vor dem Hause des Commandanten, Infanterie-Lieutenant Teodoro Raimondo de Lima der bereits 20 Jahre in diesen fernen Colonien dient, und der höchsten Behörde des Ortes vorsteht. Sowohl er als seine Gattin empfingen uns mit vieler Freundlichkeit und besonderer Auszeichnung.

Auf einer Fähre setzten wir über den Fluß, an dessen rechtem Ufer sich der eigentliche Negerort befindet. Er mag über hundert Hütten zählen, die *Cubota* genannt werden, und aus Lehm und Palmestroh gefertigt sind; sie dienen den Negern nur als Schlafstelle, die Küche befindet sich in einem abgesonderten, ähnlichen Gebäude und ist gleich dem Hause von einem runden Baume aus Rohrgeflecht, der bereits erwähnten *Libota* umgeben.

Delpalmen und Bananen wachsen zwischen den also geschiedenen Negerwohnungen in Fülle und das schattige Laub des Cajubaumes mildert wohlthätig die sengende Glut der tropischen Sonnenstrahlen.

Durch den Zufall besonders begünstigt war es uns vergönnt, ein höchst seltsames Schauspiel hier zu erleben, das selbst für die hier Angeseidelten ungewöhnlich ist. Ein ganzer Negerstamm kam eben aus *Bihè*, 30 Tagereisen aus dem Innern herangezogen, schwer beladen mit den vorzüglichsten Handels-Artikeln dieser Küste: Palmöl, Wachs, Elfenbein, Gummi und Drseille. Diese Waaren lagen in Netzen, welche, zwischen zwei langen Stöcken geflochten, auf dem Kopfe getragen wurden. Die Enden dieser Stöcke hielten die Neger nach vorne, indem sie sich derselben mit großer Geschicklichkeit bedienten, um die schwere Last beständig im Gleichgewichte zu erhalten. So gingen sie im Gänsemarsche hinter einander, niemals paarweise, und mochten an Männern, Weibern und Kindern wohl über 3000 zählen. — Die *Cavane* brachte bei 3–4000 Elephanten-Zähne verschiedener Stärke nach *Benguela* deren Werth nach dem hiesigen Preise 100,000 spanische Thaler betrug, und worunter sich Stücke der größten Gattung, 80 Pfund im Gewichte — befanden.

Sämmtliche Waaren werden in der Stadt an bestimmte Häuser abgeliefert, welche sich insbesondere mit dem Tauschhandel befaßen, denn gemünztes Geld ist dem Neger unbekannt; und er würde es kaum anders verwenden, als um daraus ein Armband zu schlagen oder es als Geschmeide an seine Halschnur zu hängen, wie es bei ihm eben mit einer Glasperle oder jeder Muschel der Fall wäre. Ein Stück Kattun und besonders gewisse Arten von Muscheln sind ihm weit schätzbarer als das werthvollste Goldstück.

Einem dieser Schwarzen gedachte ich ein kleines Fell abzukaufen, das der Neger am Leibe trug, und für welches er einige Kupfermünzen begehrte. — Da ich eben nicht so viele bei mir hatte, bot ich ihm dafür eine Silbermünze, die den geforderten Preis weit überstieg; dessenungeachtet schlug sie der Schwarze entschieden aus, und meinte, es sei dieß kein Kupfer daher für ihn werthlos und überdieß nur

ein Stück. Um unser Erstaunen über solche Einfalt zu steigern, bot einer unserer landeskundigen Gefährten dem Besitzer des Felles für dessen Ueberlassung ein großes Goldstück an, in der sichern Voraussetzung, daß er es nicht annehmen würde, und so geschah es auch, denn der Mann warf die Münze mit sichtbaren Zeichen der Ungebuld verächtlich auf den Boden. Gleiche Einfachheit bewahren die hiesigen Neger in ihrem Alltagsleben, in ihren Sitten und ihrem Glauben. Sie erkennen einen unsichtbaren Gott, welchem sie Allmacht und Allgegenwart beimessen und den sie Suco nennen, ohne ihn jedoch durch irgend einen äußeren Cultus oder durch die sonst bei den Völkern in Inner-Afrika häufig gebräuchlichen Schlachtopfer zu verehren.

Ihre Nahrung besteht lediglich aus der Maniokwurzel und dem hieraus bereiteten Mehle; den kühlenden Trunk liefert ihnen der Palmwein, ein der Cocos-Milch ähnlicher Saft, den man durch Einschnitte in den Stamm gewisser Palmarten gewinnt. Demungeachtet kennt der afrikanische Neger die *Agua ardente* sehr wohl, und fällt mit unglaublicher Gier über den Brauntwein her, den man ihm zur Aufmunterung reicht, und gar oft sieht sich der Europäer, ferne im Innern des Landes, von einer Schaar Schwarzen umringt, genöthigt, sich durch dieses verderbliche Getränk Ruhe und Sicherheit, ja selbst Gehorsam zu erkaufen. Das Laster nimmt in neuerer Zeit schrecklich überhand, und zwar hauptsächlich unter Jenen, die in der Nähe der europäischen Niederlassungen wohnen und durch die häufige Berührung mit dem Weißen zum Christenthume bekehrt wurden.

Auch die Kleidung gibt dem Neger wenig zu schaffen, meist besteht sie nur aus dem rohen Felle eines selbsterlegten Thieres. Die Weiber verhüllen sich sorgfältiger und mit vielem Anstande; ein großes Stück farbigen Kattuns, unter den Armen um den Körper geschlungen, bedeckt die ganze Gestalt, wobei nur die Schultern frei bleiben; Glasperlen um den Hals, ein ähnliches Band auf der Stirne und kupferne Ringe an Armen und Füßen bilden ihren Schmuck, der bei den Vornehmern oft bis zur Ueberladung ausartet; Jungfrauen tragen ähnliche Ringe aus Stroh.

Die weiter nördlich wohnenden Eingebornen sind noch sehr wild, und selbst in der Nähe der Küste gibt es Orte, in welchen kein Mensch mit glattem Haare Durchlaß findet; andere Stämme fordern einen Brauntwein-Tribut von beträchtlicher Quantität.

Die Neger, welche wir auf dem Durchzuge erblickten, beschäftigten sich nur mit dem Zwischenhandel der vorgenannten Waaren, die sie von andern Stämmen aus dem Innern Afrikas beziehen und auf dem Markte zu Bish eintauschen, worauf die Ladungen in der oben geschilderten Weise an die Küste zur Verschiffung gebracht werden.

Die gangbarste Münze in diesem Tauschhandel ist eine kleine, längliche Muschel, welche häufig an der Ostküste Afrikas vorkommt: ein Ei kostet drei, eine Henne sieben solcher Muscheln. Mit einem Stücke Luch oder einem werthlosen Halsgeschmeide könnte man im Innern des Landes das größte Elfenbein erstehen;

keine Summe Goldes aber würde hinreichen, um sich mit einem Glase Palmwein Labung zu verschaffen. Das Del, welches hier in den Handel kömmt, ist der ausgepresste Saft aus der mandelartigen Frucht der Delpalme und wird hauptsächlich zur Seifengewinnung gebraucht und daher nach allen Richtungen versendet; mit demselben befeuchten sich die Neger von Dombe, einem Dorfe in der Nähe Benguela's die Haut, da ein tief gewurzelter Aberglaube sie abhält, sich je mit Wasser zu waschen. Die meisten unserer Träger gehörten diesem Stamme an. — Auch das Wachs ist ein Produkt der so überaus nützlichen Pflanzenfamilie der Palmen, und wird aus der Wachspalme und Schirmpalme gewonnen. In großen viereckigen Klumpen geformt ladet man es in die vorhin erwähnten Nege und sofort auf die Köpfe der abgehenden Neger; — das Gummi stammt vom afrikanischen Kopalbaume und wird als Harz ausgeschwitzt, worauf es sich entweder längs des Stammes oder durch denselben zur Wurzel senkt, und dann zuweilen in großen Stücken tief aus dem Boden gegraben werden muß, — man verwendet es zum Lackiren und zur Erzeugung von Firnissen; — Die Orheille endlich ist eine wildwachsende Flechtengattung, die hier moosartig auf Gestein vorkömmt, und zur Bereitung der Lackmusfarbe nach Europa versendet wird.

Mit allen diesen Schätzen beladen zog die schwarze Horde einzeln an uns vorüber, nachdem sie massenweise auf Flößen unter betäubendem Geschrei den Fluß übersezt hatte, und lagerte zu kurzer Rast in größeren Gehöften deren es einige gab und die als Herberge dienen. Da war nun Alles schwarz und Alles Lärm. Gruppenweise saßen die müden Fremdlinge im Kreise um ein Feuer gelagert, in dem große Stücke Fleisch schmorten und in Kesseln eine siedende Masse gekocht wurde. Einige unter ihnen sangen vaterländische Lieder, andere schrien, stritten oder zankten sich: Alles gleichzeitig und auf dem kleinsten Raum zusammengebrängt.

Die Waaren in den bekannten Nege zwischen den Tragstangen festgebunden lehnten aufrecht an der Wand — nebenan die Waffen jedes einzelnen Negers; kleine Handkeulen, Bogen und Pfeile, oder Wurfpfeile, — ein Interesse erregender, höchst eigenthümlicher Anblick!

Von einem mehrstündigen Spaziergange zurückgekehrt, wurden wir im Hause des Commandanten durch die Anwesenheit des Königs jenes Negerstammes überrascht, dessen Wohnsitz sich am linken Ufer des Rio Catumbella bis zur See erstreckten. Er ist eine höchst seltsame und komische Erscheinung, deren Anblick uns reichlich für alle Mühsal des Tages entschädigte.

Als wir eintraten fanden wir den König auf einem Stuhle sitzend, allein in der Mitte des Zimmers und keineswegs im Kreise neben den andern Gästen, denn dazu war nicht einmal der König seiner Sklaven berufen. Ein langes Stück blauen Katzens um die Hüften geschlungen und bis unter die Knie reichend, bildete sein einziges Unterkleid, darüber trug er einen alten, vermoderten Gehrock, der einst von schwarzem Tuche gewesen sein mochte, der aber die, jeder andern Bekleidung bare Brust vollkommen entblößt ließ, da er nicht einmal zugeknöpft werden konnte; die Beine waren von den Knien abwärts gleichfalls nackt, wie nicht minder seine Füße; den Leib schnürte eine portugiesische Offiziers-Feldbinde, an den Schultern waren

ein Paar alte Messing-Spauletten geheftet; das Haupt des Königs aber schmückte ein abgetragener Soldaten-Gzako mit metallenen Sturmbande, den er bei Begegnung eines Weißen ehrerbietig abnahm; in der Hand führte er einen langen Stab. Seine Benennung in der Landessprache ist Soba, — soviel als Fürst. In den portugiesischen Niederlassungen sind diese Häuptlinge zum Range von Unterbeamten der Regierung herabgesunken, welche durch ihre Vermittlung mit den Stämmen der Eingebornen verkehrt. Die Nachfolge in dieser Würde ist erblich und zwar derart beschaffen, daß beim Tode eines Soba's nicht sein Sohn, sondern das Kind seiner Schwester zur Regierung gelangt, da nach den allerdings nicht unrichtigen Ansichten dieser Neger, die Legitimität des Sohnes einem Zweifel unterworfen sein könnte, während der Schwestersohn unstreitig aus demselben Blute entsprungen sein muß. Von seinem Vorgänger zur Nachfolge bestimmt, befarf der neue Soba vor dem Antritte seines Amtes einer Bestätigung von Seite der Regierung, in deren Hände er sodann den Eid des Gehorsams ablegt, und die Taufe empfängt. Unser Bekannter hieß Soba Dom Joaquim Kapeona.

Als die Essenszeit herangerückt war, mußte sich der Häuptling entfernen; die Hausfrau reichte ihm zwei Flaschen Wein, und sprach sehr nachdrücklich zu ihm: „Adeos Soba, até a vista“. (Lebewohl König, auf Wiedersehen!)

Dies hinderte ihn jedoch nicht abermals in den Speisesaal zu dringen, als wir bereits bei Tische saßen, um wiederholt von uns Abschied zu nehmen, da er uns nicht nach Gebühr begrüßt zu haben glaubte.

Eine gemüthlich patriarchalische Sitte lernten wir während des Mahles mit Wohlgefallen kennen: als auf der Straße die Reitratte geblasen wurde, machten alle schwarzen Knaben, die an der Tafel bedienten, nacheinander die Runde und wünschten jedem einzelnen Gaste guten Abend. Es waren wohlgezogene, freundliche Kinder, und sämmtlich Sklaven des Lieutenant's, denn die Sklaverei ist auch in den portugiesischen Colonien nur in soferne aufgehoben, als keine Leibeigenen mehr eingeführt werden dürfen, die dennoch heimlich eingeschmuggelten aber alsbald frei werden, wenn sie das Gebiet der Niederlassung betreten.

Ein königliches Gesetz vom 12. Dezember 1854 verordnet, daß alle seit diesem Tage gebornen Sklavenkindern gleichfalls als frei angesehen werden sollen, so daß mithin in der nächsten Generation die Leibeigenschaft in dieser Gegend dem Rechte nach gänzlich aufgehört haben wird.

Der jetzige Gouverneur der Colonie, ein einsichtsvoller, wohlbedenkender und in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mann steuert schon gegenwärtig dem Unfuge nach Kräften, der insgeheim mit der Sklaverei leider noch getrieben und oft nur zu sehr von den eigenen Eltern der unglücklichen Opfer begünstigt wird.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als wir den Rückweg antraten; mit Freundlichkeiten und herzlichen Wünschen überhäuft und mit Produkten des Landes reich beschenkt verließen wir Catumbella in der vollen Ueberzeugung, daß wir der hier so heimischen portugiesischen Gastfreundschaft ein gutes, dankbares Andenken schulden.

Am folgenden Tage ließ uns der Gouverneur Barruncho die Kirche von Benguela öffnen, in der uns der Vorstand der Gemeinde, Dom Manuel Monteiro de Moraes, ein schwarzer Canonicus empfing. Unstreitig war der Anblick des priesterlichen Regers der interessanteste, welches sich uns beim Besuch der Kirche darbot, welcher letztere an sich des Merkwürdigen wenig enthält, und unseren, durch so erhabene Denkmale religiöser Baukunst verwöhnten Augen keineswegs auffiel. Doch ist sie im Vergleiche mit der Größe der Stadt nicht unbedeutend zu nennen und der Kirchenschatz enthält ziemlich reiche Geschenke früherer Bewohner Benguela's: so ist z. B. die vordere Bekleidung eines Seitenaltars sogar ganz aus getriebenem Silber gefertigt. Die Kirche wurde im vorigen Jahrhunderte von einem Infanterie-Hauptmanne gegründet, der hier in Garnison lag. —

Um für die vielen uns in Benguela zu Theil gewordenen Aufmerksamkeiten einige Dankbarkeit zu beweisen sandte der Commandant eines Tages unsere kleine Musikbände an's Land und ließ im Garten des Hafen-Capitäns einige Musikstücke spielen, was in der Bevölkerung Benguela's großes und freudiges Aufsehen erregte.

Der Hafen-Capitän Senhor Campina, portugiesischer Marine-Offizier ist nächst dem Gouverneur der höchste Funktionär der Provinz und von den höheren Beamten allein verheirathet, weshalb bei ihm die ganze Gesellschaft ihren Vereinigungspunkt findet. Dieser Umstand hatte unsern Commandanten veranlaßt, die Musik eben vor seiner Wohnung spielen zu lassen; sie gefiel außerordentlich, und man dankte uns mit der Versicherung, daß man schon seit Menschengedenken keine Musik mehr in Benguela gehört habe.

Der Hafen-Capitän ist mit der Witwe eines gewissen Crevellos verheirathet, der früher lange Jahre in der Colonie gelebt hatte und deshalb auch im Lande besser gekannt ist als der zweite Gemahl, der es sich nun gefallen lassen muß, sich im Munde des naiven Volkes gemeiniglich mit dem Namen: O defuncto Crevellos benennen zu hören.

Man sprach in Benguela viel von dem bereits rühmlich bekannten Reisenden Ladislaus Magyar, der im Jahre 1850 im Auftrage des Pesther National-Museum's eine Reise durch Inner-Afrika unternahm. Wir hatten selbst Gelegenheit einige Briefe desselben an das Gouvernement von Guinea zu lesen, durch welche er die Weiterbeförderung seines begonnenen und nunmehr in der Fortsetzung begriffenen Reisewerkes erbat. Dasselbe wird wesentlich zur Kenntniß dieses noch so wenig erforschten Erdtheiles beitragen, und auch eine weit deutlichere Anschauung von dem Küstenstriche West-Afrikas bieten können als jene, die wir während unseres kurzen Aufenthaltes in den Gewässern Guinea's zu gewinnen vermochten.

Mittlerweile war die für den Aufenthalt in Benguela bemessene Zeitfrist verstrichen und ihr rascher Ablauf mahnte zur Abreise.

## VIII. Loanda.

Mit dem Eintritte der Seebrise ging die Corvette am 28. Jänner gegen Mittag in See. Der Monsun, welcher in dieser Jahreszeit die Küsten bestreicht und die Strömung war uns auch hier durchaus günstig, so daß wir am dritten Tage der Fahrt die Insel Loanda erblickten, und, derselben entlang segelnd — am 31. Jänner Nachmittags frei von ihrer Nordspitze im Hafen von São Paulo de Loanda lavirend ankerten.

Die Insel Loanda ist eine lange, schmale Erdzunge, welche den Hafen gegen Westen hin schließt, und ihm eigentlich erst die Bedeutung eines solchen verleiht, da er sonst wohl nur eine offene Rêde genannt werden könnte.

Der südlichen Inselspitze gegenüber und durch ein schmales und seichtes nur für Boote zugängliches Fahrwasser von derselben getrennt, liegt das Fort São Miguel; das Nordende der Insel wird durch das gegenüber liegende Fort São Pedro beherrscht und erstreckt sich von da aus als Untiefe in derselben Richtung bis Downs von Cap Lagostas, wo die Spitze der Seebank durch eine Tonnenboje bezeichnet wird.

Der Hafen ist geräumig und sicher; größeren Schiffen aber nur die vordere, dem Meere zugekehrte Hälfte zugänglich, da der Grund gegen die Stadt zu rasch ansteigt und bei Springebben an manchen Stellen sogar trocken liegt.

Die Lage der Stadt ist freundlich und einnehmend. Sie breitet sich amphitheatralisch auf den Abhängen sanft abfallender Hügel aus, und zerfällt in die obere und untere, in welsch' letzterer der Handel getrieben und alle Geschäfte abgemacht werden, während die obere dem Gouverneur und den vornehmsten Familien zur Wohnung dient, und von ihrer Höhe aus einen schönen Ueberblick über die Unterstadt, den Hafen und die vor demselben sich ausbreitende Insel Loanda darbietet.

Im Jahre 1578 gegründet gehörte S. Paulo, mit Ausnahme einer fünfzigjährigen Besetzung durch die Holländer ununterbrochen der Krone Portugals, unter deren Verwaltung es sich wohl zur gegenwärtigen Bedeutung erhob, jedoch niemals jenen Grad commercieller Blüthe erlangte, dessen sich die Colonien Frankreichs und Englands fast durchaus erfreuen.

Beim Ableben König Alphons I. aus dem burgundischen Hause war die Westküste Afrikas nicht weiter bekannt, als bis zum Vorgebirge St. Caterina unter 1° 30' südlicher Breite, das 1464 von João de Sequeira entdeckt nach dem Tode der Ermordung dieses kühnen Seefahrers benannt wurde.

Während der Regierung des nächsten Königs von Portugal, Johann II. ward in den Jahren 1481 bis 1495 der Küstenstrich von Molembo und Calinda bis Ambriç erforscht; hierauf entdeckte Ferdinand Gomez den Fluß, dem er seinen Namen gab, und endlich Alvaro Martins den gleichnamigen Meerbusen.

Allmählig wurde die ganze Westküste bis zum 6. Breitengrade von portugiesischen Seefahrern besucht und im Namen der Krone in Besitz genommen. König Johann II. sandte den Diogo Cam aus, um das, seiner Lehensherrlichkeit unterworfenen Gebiet zu erweitern; derselbe drang bei dieser Gelegenheit in den Congo oder Zaira, an dessen Mündung er einen Denkstein setzen ließ, von welchem der Strom seit dem den Namen: Fluß des Monumentes (Rio do Padrão) führt, und auf allen älteren Karten also verzeichnet erscheint. Noch jetzt wird das Vorgebirge, welches den Fluß nach Süden begrenzt Cabo do Padrão genannt.

Wenn auch Verträge mit auswärtigen Staaten geschlossen wurden, kraft welcher sie sich verpflichteten, sich der Schifffahrt und des Handels in jenen Gewässern zu enthalten, so mußte Portugal dennoch den Besitz der neuentdeckten Länder gegen manchen äußeren Feind behaupten, bis es endlich im Jahre 1648 sogar Waffengewalt anzuwenden hatte, um die Angriffe holländischer Piraten zurückzuweisen, deren Flotte durch den tapferen Statthalter Salvador Correa de Sá Angesichts der Stadt Angola vernichtet wurde. Derselbe ließ auch die von den Holländern zerstörten Städte Angola und Benguela wieder aufbauen.

Die Portugiesen, durch diese Erfolge aufgemuntert versuchten ihr Waffenglück nun auch im Innern des Landes, unterwarfen den König von Congo und drangen in die Reiche Loango, Bengo, Mayombo und andern, die sich alle freiwillig unter dem Joch der Eroberer beugten. Die einheimischen Fürsten wurden zu Würdenträgern der Krone und zu Führern der aus ihren bisherigen Unterthanen gebildeten Negertuppen ernannt. Dem Könige von Congo ward zwar die Herrschaft seines Landes belassen, doch mußte er der Krone Portugal den Lehenseid leisten; er und seine Nachfolger nahmen das Christenthum und mit ihm christliche Namen an.

Dem Könige Mani-Congo folgte sein Sohn Dom Alfonso, der seinen gleichfalls schwarzen Vetter Dom Pedro de Souza nach Portugal sandte, um den König Emanuel den Großen seiner Unterthänigkeit zu versichern.

Der Beherrscher Portugals verlieh ihm dafür ein Wappen und zwanzig Wappenschilder für die Großen des Reiches. Auch Fahnen wurden beigelegt und sogar ein großes Insegel, dessen sich der König von Congo fortan bedienen sollte.

Auf solche größtentheils friedliche Art gelangte Portugal allmählig in den Besitz seiner Niederlassungen an der Westküste Afrikas, deren Verwaltung auch heute noch eine ziemlich ursprüngliche ist und seit jenen Tagen nur wenig Abänderungen und Abweichungen von der früheren Einrichtung erfahren hat.

Das Klima ist in dieser Gegend allenthalben schlecht, und das gefürchtete Küstenfieber in Loanda weit hartnäckiger, als an andern Orten des Gouverne-

ments von Nieder-Guinea; am heftigsten tritt das Uebel, dessen Haupterscheinungen in Frost, Erbrechen und Dysenterie bestehen, in den Sommermonaten Jänner und Februar auf. — Leider blieb auch die Corvette von der verheerenden Krankheit nicht ganz verschont, denn es wurden ein Offizier, vier Kadeten und fünfzehn Mann der Equipage vom Fieber befallen, welche sich jedoch mit Ausnahme eines einzigen Mannes, Dank dem kräftigen Beistande und dem unermüdlischen Eifer der beiden Schiffsärzte, bald wieder erholten.

Nachdem wir die Stadt mit den gewöhnlichen Salven begrüßt und den Besuch des Hafen-Capitäns empfangen hatten, sprach unser Commandant den Wunsch aus, sich dem General-Gouverneur von Guinea vorstellen zu dürfen und übergab zugleich ein Empfehlungsschreiben des königlichen Marine-Ministeriums in Lissabon.

Am folgenden Tage brachte ein Offizier die Nachricht, daß der Gouverneur ihn um die Mittagszeit erwarte. Der General-Gouverneur der Provinz Angola ist der höchste Staatsbeamte in den portugiesischen Besitzungen an der Küste Nieder-Guinea's und bekleidet den militärischen Rang eines Majors im Ingenieurs-Corps.

Der Empfang war zuvorkommend und freundlich, und als sich unser Commandant entfernte, glaubte er aus den Worten des Gouverneurs schließen zu dürfen, daß er dessen Gegenbesuch zu erwarten habe. Doch stattete dieser denselben weder persönlich noch durch einen Adjutanten ab und nöthigte daher unsern Commandanten, ihm in dem Augenblicke unserer Abreise aus dem Hafen von Angola sein Befremden über solche Handlungsweise schriftlich auszudrücken.

Im Hafen lag der britische Kriegsdampfer *Hekla*, welcher an dieser Küste zur Verhinderung des Sklavenhandels zu kreuzen befehligt war und in S. Paulo de Loanda seine Hauptstation hatte.

Am Vorabende unserer Abfahrt langte auch die Nordamerikanische Corvette *Dale* an, welche am Beginn unserer Reise auf der Rhebe von Funchal zu Madeira mit uns zusammengetroffen war.

Seiner Majestät Corvette *Caroline* gefiel allgemein und von mehreren Stadtbewohnern wurde uns der aufrichtigste Beifall nebst der Versicherung ausgesprochen, daß noch nie ein schöneres Schiff den Hafen von Loanda besucht habe.

Am 9. Februar verließ die Corvette denselben; der südliche Monsun, welcher an der Küste bis zur Grenze des Südostpassates in einer Entfernung von ungefähr 150 Meilen vorherrschend weht, begünstigte die Fahrt; am 12. Morgens nahm uns der Passat auf und verließ uns eine Fahrt von durchschnittlich 7 Meilen in der Stunde.

Der Zustand des am Küstenfieber erkrankten Matrosen 3. Classe *Mosich* hatte sich mittlerweile bedeutend verschlimmert, — am 16. verschied er schmerzlos und bewusstlos. — Die entfeelte Hülle wurde einen Tag hindurch in der Barkasse ausgesetzt, und von zwei Schildwachen bewacht. Tags darauf wurden nach stätiger ärztlicher Sektion die zur Bestattung nöthigen Vorkehrungen getroffen. Am Leefallreep wurde ein Gerüst aufgerichtet, damit der Leichnam frei in's Wasser glei-

ten könne, derselbe sodann in eine Hängmatte genäht, und an den Füßen mit drei Kanonenkugeln beschwert, worauf hackgebräst wurde. — Nach kurzem Gebete der in Parade versammelten Besatzung und des Stabes hatte unter dem Läuten der Sterbeglocke der Seemann sein Grab gefunden. Die vorgeschriebenen Gewehrsalven erwiesen dem Verstorbenen die letzte Ehre; — es wurde wieder vollgebräst, und die Flagge gehißt.

## IX. Ascension.

Von dem frischen Passatwinde rasch vorwärts getrieben, befanden wir uns am Abende des 19. Februar bereits unweit der Insel Ascension und am 20. mit Sonnenaufgang kam dieselbe in Sicht. Unter  $7^{\circ} 57'$  südlicher Breite und  $14^{\circ} 22'$  westlicher Greenw.-Länge gelegen, hat sie ungefähr 20 Meilen im Umfange und eine Ausdehnung von 9 Meilen in der Richtung von Ost nach West und von 6 Meilen von Nord nach Süd. Beinahe in der Mitte des atlantischen Ozeans emporsteigend ist Ascension eigentlich ein erloschener Vulcan, an dessen Fuße eine wirre Masse kahler Felsen, versteinertes Asche und Lava zu allerhand Hügeln und Schluchten geformt ist. — Der höchste Punkt der Insel, Green-Mountain ragt 2818 Fuß hoch über die übrigen, durch kahle, baumlose Thäler getrennten, niedrigen Höhenrücken empor. Dem Auge bietet sich kein grünes Plätzchen, kein Baum, kein Strauch als Anhaltspunkt dar, die verschiedenen Färbungen des Gesteines, die vom tiefsten Ruafelbraun und Schwarzgrau bis zum grellsten Roth und Gelb in mannigfacher Abstufung wechseln, verleihen durch ihre auffallenden Gegensätze dem sonst trostlosen Wilde allein einiges Leben. An der zerklüfteten Küste schäumt eine heftige Brandung und schließt mit ihrem milchweißen Gürtel ein einsames Stück des Erdballes ab, welches zwar öde und unwirthbar, aber dennoch voll abenteuerlicher Formen und wilder Größe ist.

Wir umsegelten die Ost- und Nordseite der Insel und ankerten anderthalb Meilen vom Lande entfernt vor Georgetown in der Clarencebucht südlich des Groß-Berges, welcher durch eine Reboute mit einer Signal-Station gekrönt wird. Auf einem vorspringenden Felsen ist das Fort Thornton erbaut und bei demselben ein bequemer Landungsplatz in den Stein gehauen. Die Koller's, gegen den gewöhnlichen Gang der Wellen und den Passat heraufstürmende, riesige Wogen, treten jedoch so heftig auf, daß selbst hier das Landen gefährlich und den Schiffen durch eigene Signale davon abgerathen wird. — Offene Boote, welche an der Küste

von dieser Sturmfluth überfallen werden, gerathen um so leichter in die Gefahr zu fentern oder an's Land geschleudert zu werden, als sie oft bei dem schönsten Wetter, plögllich und ohne alle Vorzeichen eintritt. —

Georgetown besteht aus einem Quadrate von Vorrathshäusern, an welche sich einerseits die Hütten der verheiratheten Soldaten andererseits das Bureau des Gouverneurs, die Kirche, die Kaserne, das Speisehaus und die Wohnungen der Offiziere in einer langen Zeile anschließen, ohne jedoch durch Gartenanlagen oder sonstige Pflanzungen auf dem verbrannten Lavaboden irgendwie verschönert zu werden. — Die Insel Ascension, die einzige englische Colonie, welche unter der Verwaltung der Admiralität steht, wird ganz wie ein Schiff betrachtet und gleiche Ordnung und Disziplin daselbst gehandhabt, sie wird von einem Marines-Offiziere, gegenwärtig Capitän Seymour administriert, der zugleich das Stationschiff befehligt, auf dessen Rollen sämmtliche Bewohner geführt werden. Dem ersten Lieutenant desselben ist als besondere Obliegenheit die Regelung des Dienstes, man könnte sagen — des Lebens auf der Insel anheim gestellt: er vertheilt den Proviant, besorgt das Waschen der Wäsche, verkauft die als Regierungs-Monopol gefangenen Schildkröten, und werden Fische gebracht, so veranlaßt er nach der Menge derselben und der Kopffzahl der anwesenden Familien, die Reparition. Außer den See-Offizieren des Schiffes beherbergt die Insel noch einen Hauptmann der Infanterie mit drei Lieutenants und ungefähr 100 Mann, welche meistens als Arbeiter in den Werkstätten oder bei Bauten verwendet werden und größtentheils verheirathet sind; ferner einen Rechnungsführer, zwei Aerzte und einen Prediger. Die Offiziere sind auf drei, die Mannschaft auf vier Jahre zu bleiben verpflichtet; ungefähr fünfzig Neger dienen überdieß als Lastträger in dieser Militär-Colonie. Fast aller Quellen entbehrend, ist die Insel bloß auf Regenwasser beschränkt, das auf Green-Mountain gesammelt und in eisernen Röhren von Zisterne zu Zisterne bis dicht an den Landungsplatz geführt wird, wo Boote ihre Schläuche unmittelbar an einen Hahn setzen können. Obwohl das Wasser hinreicht um selbst fremde Schiffe damit zu versehen, so ist dennoch die ganze Mannschaft aus Vorsicht auf Ration gehalten und erhält täglich eine Gallon per Kopf.

Auf der Spitze von Green-Mountain bestehen einzelne Pflanzungen und Gärten, doch von so geringer Ausdehnung, daß sie kaum hinreichend Futter liefern um das verschiedene Geflügel, ein Paar Kühe und die, der kargen Nahrung wegen ohnehin sehr beschränkte Anzahl des Zugviehes zu nähren. Schlachtvieh zu halten, wäre aus eben diesem Grunde unmöglich, doch gibt es Ziegen, die theils als Hausthiere gezogen werden, theils im verwilderten Zustande die Insel bevölkern. Eine große Menge Matten, die derselben zur Last fallen, veranlaßte die Herbeischaffung von Katzen, jedoch in solcher Fülle, daß viele davon entliefen und sich nunmehr gleichfalls als Wild in den Bergen herumtreiben.

Liefert nun auch das feste Land fast gar keine Früchte, so ist die See dagegen um so ergiebiger. Fische kommen reichlich und in verschiedenen Gattungen vor, den Hauptreichthum der Insel aber bilden die grünen oder Riesenschildkröten (*testudo Mydas*), welche vom Dezember bis Juni an den sandigen Küstenstrecken, vorzüglich

des Nachts bei Mondschein die See verlassen, um am Strande Eier zu legen. Hiezu bohren sie ein tiefes Loch in den Sand, in welchem sie siebzig bis achtzig Eier verbergen und sofort sorgfältig bedecken, was sie in Zwischenräumen von vierzehn Tagen zwei auch drei Mal wiederholen. Die Eier sind kreisrund von einer kalkigen Schale umgeben und haben ungefähr anderthalb Zoll im Durchmesser. Mehrere kleine Rüggen sind eigens zum Schildkrötenfange bestimmt; die Mannschaft begibt sich an's Ufer, wo sie in aller Stille das Hervorkriechen der Thiere erwartet und dieselben, nachdem sie die Eier gelegt, auf den Rücken dreht, und sie dadurch außer Stand setzt, sich weiter fortzubewegen. Das Gebiß der Schildkröten ist zwar sehr kräftig, der Fang am Strande jedoch, ihrer Unbehüllichkeit wegen auf dem Trocknen ziemlich leicht, während sie im Wasser rasch und gewandt schwimmen und daher auch höchstens im Schlafe erhascht werden können, indem man sie derart ergreift, daß sie aufrecht zu stehen kommen, und somit ihre Füße, die nur nach rückwärts stossen, den Verfolgern die Aufgabe noch erleichtern. —

Man fängt nur erwachsene Weibchen im mittleren Gewichte von 700 Pfund; kaum ausgeschlüpft verlassen nämlich die Jungen den Strand und die Männchen kommen dann nie mehr aus der See. —

Die in West-Indien vorkommenden Schildkröten sind von gleicher Art, nur etwas kleiner als die auf Ascension vorkommlichen und es wurde daher die Vermuthung aufgestellt, daß die letzteren durch Wind und Strömung nach Amerika getragen werden, auf der Reise aber von Seegräsern und einigen Fucusarten leben, welche sich vom Meeresgrunde ablösen, und zwischen den beiden Continenten vielfach auf der Oberfläche des Ozeans schwimmen. Man hat sogar Jungen zur Probe bevor sie in die See gingen, die Füße durchbohrt und acht Jahre später wurden ausgewachsene Schildkröten mit diesem Merkmale eingefangen, woraus man wohl schließen darf, daß die erwähnte Zeitfrist zur vollen Ausbildung dieses merkwürdigen Thieres erforderlich sei.

Die gefangenen Schildkröten werden lebendig in einem kleinen, eigens zu diesem Zwecke angelegten Seewasserteich gebracht, wo beständig ein genügender Vorrath an solchen Thieren aufbewahrt wird. Das gewöhnliche Jahres-Erträgniß beläuft sich auf 4—500, steigt aber auch oft über tausend Stück. Da frisches Rindfleisch auf Ascension eine Seltenheit ist und nur zeitweise durch ankommende Schiffe nach Georgetown gebracht wird, die Offiziere daher größtentheils von conservirten Provisionen leben, was während unserer Anwesenheit durchaus der Fall war, werden die eßbaren Theile der Schildkröten den Bewohnern der Insel sowie den Bemannungen der vor Anker liegenden Schiffe als Ration ausgegeben.

Wir erhielten ein solches, mehr als siebenhundert Pfund schweres Thier vom Gouverneur zum Geschenke. Man mußte es mit dem großen Tackel aus dem Boote auf Deck hisen und selbst nachdem ihm die Kehle durchschnitten war, wehrte es sich noch mit erstaunlicher Gewalt, — ja die Zähigkeit seiner Lebenskraft ging so weit, daß es fortfuhr mit den Füßen umherzuschlagen, als der Kopf bereits abgetrennt, das Bauchschild entfernt und das Herz, welches noch eine halbe Stunde zuckte, herausgenommen waren. Diese Schildkröte enthielt nahezu sechshundert Stück

reife Eier, die eben so wie das gegen 180 Pfund betragende Fleisch sehr wohl-  
schmeckend waren; letzteres kann auf mancherlei Arten, wie Hind- oder Kalbfleisch  
zubereitet werden. Der schätzbarste Bestandtheil dieses Thieres, welches die vorzüg-  
lichste Zugabe zu der in England beliebten Schildkrötensuppe bildet, ist die gallert-  
artige Masse, welche Rücken und Bauchschild verbindet, — das sogenannte Calipee. —  
Der Preis einer Schildkröte beträgt 2 L. 10 Sh. — Der Fang darf als Monopol  
nur von Regierungsbooten betrieben werden. Wenn diese Thiere auch zwei bis drei  
Monate ohne Nahrung leben können, so erreichen sie dennoch der langen Reise und  
ihrer unbehüllichen Schwere wegen nur selten Europa und dienen daher nicht als  
Ausfuhr-Artikel; die Schale, welche nur aus weißem mit Haut überzogenem Beine  
besteht, liefert kein Schildpadd, und wird darum auch nicht so geschätzt wie jene  
der westindischen Schildkröte. —

Zu den Vögeln der Insel gehören nur einige Mövenarten, besonders zahl-  
reich findet man den sogenannten Fregattvogel, welcher den Eiern der Schildkröten  
nachstellt und deshalb von der Besatzung eifrig gejagt wird, sodann noch eine Gat-  
tung Seeschwalben, *Bideawakes* genannt, welche im Frühling ihre Eier in zahl-  
losen Schwärmen nach einem gewissen Theile der Insel tragen. — Vielfache, lästige  
Insekten bilden eine wahre Landplage auf *Ascension*, wogegen selbst eine Schmet-  
terling-Gattung auf *Green-Mountain* flattern soll. —

Das Pflanzenreich ist hier nur durch Moose und Flechten vertreten, alle  
andern Gewächse sind eigens gepflanzt und sämmtlich ausgetreutem Samen ent-  
sproßen. —

Ihrer Unfruchtbarkeit wegen blieb denn auch die von den Portugiesen am  
Himmelfahrtstage 1501 entdeckte Insel bis zum Jahre 1818 unbeachtet, in welchem  
sie die Engländer zum Schutze *St. Helenas* und der besseren Ueberwachung des  
großen Gefangenen willen besetzten, der 3 Jahre später auf jenem Nachbarfelsen  
sein thatenreiches Leben beschloß. —

Noch heute muß *Ascension* von der Regierung ganz erhalten werden, ist  
jedoch zur Aufbewahrung von Marine-Vorräthen und vorzüglich als Kohlen-Depot  
nicht ohne Wichtigkeit. —

Den Schiffen der afrikanischen Station bietet die Insel einen bequemen ge-  
lenen Erholungshafen, mit welchem die Bemannung, sei der Gesundheitszustand  
an Bord auch noch so schlimm, dennoch stets verkehren kann, was bei dem schreck-  
lichen Wüthen des Küstenfiebers eine große Wohlthat genannt werden muß. Um  
den angeedeuteten Zwecken entsprechen zu können, verfügt die Verwaltung über Vor-  
räthe jeder Art: nebst einer großen Menge an Kohlen befinden sich in *Georgetown*,  
alle Arten von Zu- und Ausrüstungsgegenständen, gesalzenes Fleisch, Zwieback, in  
Büchsen konservirte Lebensmittel zu den englischen Fabrikspreisen, Weine und Bier,  
wie auch spirituose Getränke, zum Ankaufe der letzteren jedoch Niemand ohne schriftliche  
Erlaubniß des Gouverneurs berechtigt ist. —

Ein geräumiges, wohl eingerichtetes, hochgelegenes Spital bietet den Kran-  
ken gesunde Bergluft, ohne sie vorher zur *Contumaz* zu verpflichten. —

Der Weg nach Green-Mountain zieht sich hinter der Stadt neben der Wasserleitung zwischen verbranntem Gestein und Lavablöcken, schattenlos und beinahe eben hin, ohne irgend eine Spur von Vegetation an beiden Seiten der Straße, aufweisen zu können. Bis zum Fuße des Berges wandelt man nur auf gebröckelter, in Staub verwandelter Lava, am Abhange selbst trifft man jedoch auf Fels; zwischen dessen Klüftungen Feigenbäume und Cactus-Arten emporsprießen und den sich sanft gegen die Höhe windenden Weg einsaßen, — etwas höher oben beginnt der Pflanzgewuchs mannigfaltiger zu werden, — fruchtbarer Boden findet sich aber erst ungefähr hundert Fuß unter dem Gipfel.

Auf einem etwas vorgestreckten Abhange vom erquickenden Südost angeweht, liegt einem freundlichen Landhause ähnlich das Militär-Spital, ringum von Veranden eingerahmt; seinen Bewohnern allein wird stets frisches Fleisch verabreicht — eine Begünstigung die keinem Gesunden, selbst der Gouverneur der Insel nicht ausgenommen, zu Theil wird. Noch etwas höher als das Spital befindet sich eine Offizierswohnung nebst ein paar niedlichen Soldatenhäuschen mit sorgfältig gepflegten Gärten und geschmackvollen Anlagen. Der Spitals-Commandant bekleidete damals Lieutenants Rang und war eben durch den Besuch seiner siebzehnjährigen Schwester erfreut, welche allein aus England gekommen war, um für den Zeitraum eines Monats den einsamen Aufenthalt des Bruders zu theilen. Alle Feldarbeit auf jener kleinen Dase wird von Soldaten gethan, die mit Ausdauer gegen die Dürre und Trockenheit des wenig ertragreichen Bodens kämpfen, ihm durch Fleiß und Mühe Gemüse und Obst abgewinnen und in tieferen Schluchten sogar einige Bananen und Drangen-Bäume gepflanzt haben; rings um den Berg wurde der Weg gleich einem Rondengange geführt, und hiezu der bröckliche, schwarze Lavafelsen in unzähligen kleinen Tunnels durchbrochen.

Die ganze kleine Niederlassung ist ein Muster von Ordnung, Reinlichkeit, verständiger Bodenbenützung und des guten Geschmacks, welchem es gelang, den Hauptzweck günstiger Ertragnisse zu erreichen und nebstbei auch den Annehmlichkeiten des Lebens in so hohem Maße gerecht zu werden, daß man sich auf Green-Mountain in einem zierlichen englischen Parke wähen könnte. Es ist bedauerlich, daß der verhältnißmäßig fruchtbare Fleck Erde viel zu klein ist, um den Bedürfnissen der ganzen Insel zu entsprechen, und das Grün der Pflanzung von der See kaum ausgenommen werden kann. Die noch achtzig Fuß höhere, eigentliche Spitze des Berges ist mit hohen Gräsern und Brombeersträuchern bewachsen und bietet eine herrliche Rundsicht über die ganze Insel. Mit kräftigem Hauche umweht der Passat die Höhe, seine ziehenden Wolken darüber jagend, welche der anstrebende Fels hält und aus deren Feuchte der ganzen Insel Regen spendet. Jeder durch den Felsen sickernde Tropfen fließt nämlich den Zisternen von Georgetown zu, eine kleine Quelle am Berge aber führt den Namen Dampiers des berühmten Seefahrers, Flibusiers und Länder-Entdeckers, der auf der Rückkehr von Neuhoolland hier Schiffbruch litt und nebst seinen Leuten drei Wochen auf diesem öden Felsen ausgefetzt blieb, bis ihn ein vorbeifahrendes Schiff aufnahm und nach England brachte. —

Wie ein Schleier umhüllen die Nebel bald die Spitze des Berges bald heben sie sich und gestatten von dem schmalen, grünen Ringe der Pflanzung aus den Anblick dieser großartigen Wüstenei, so still und öde wie die weite See.

Regellos durcheinandergewürfelte Hügel, theils eingestürzte Krater, die oft von phantastisch geformten Felsspitzen überragt werden, theils Wände eines eingesunkenen Felsenfegels, dessen Kern häufig noch in geschichteten Ringen auf der Ebene erkennbar ist, bedecken, gegen dreißig an der Zahl, die Insel, zwischen hundert und dreihundert Fuß Höhe erreichend. Am auffallendsten und umfangreichsten ist wohl der Riding = scoll crater, von ovalen über einander geschichteten Ringen durchfurcht, die eine ebene Fläche umschließen, einer römischen Arena nicht unähnlich. Alle diese einzelnen Regel, wohl sämmtlich erloschene Vulcane, entsteigen isolirt dem Boden, an Form und Färbung durchaus verschieden; letztere durch die jeweilige Stellung der Sonne und die Schatten der darüberziehenden Wolken bedingt, verleiht dem Bilde eine ewig wechselnde Mannigfaltigkeit und wird von der Höhe aus gesehen durch den Contrast mit der tiefblauen See noch wesentlich gehoben.

Die Entfernung von Georgetown bis zum Fuße des Berges beträgt vier, von dort bis zum Gipfel 3, also im Ganzen 7 englische Meilen, welche bergan in vier, auf der Rückkehr in drei Stunden zurückgelegt werden können.

Wir waren genöthiget in Ascension unseren Wasservorrath zu ergänzen und nahmen so viel an Bord als füglich begehrt werden konnte, ohne den Bewohnern der Insel durch überspannte Forderungen zur Last zu fallen.

Am 27. Februar ging die Corvette um die Mittagszeit in See und war schon, kaum eine Meile von der Küste entfernt, dem Gebiete des sie bestreichenden Landwindes entrückt, worauf sich der Süd-Ost-Passat des Schiffes bemächtigte und mit nord-nordwestlichem Course am dritten Reisetage, dem 2. März dem Aequator zuführte. Wir passirten denselben als Veteranen der Linie ohne besondere Feierlichkeit auf  $18^{\circ} 48'$  westlicher Länge, beiläufig einen Grad westlicher als wir gesteuert hatten, um dem Einflusse der an dieser Stelle ziemlich thätigen Golf-Strömung von Guineä zu entgehen.

Der Passat geleitete uns noch ungefähr 150 Meilen weiter nördlich, wo der Windstillengürtel die Corvette empfing. — Hier begünstigten leichte, südliche Brisen die Fahrt, so daß sich schon am 9. März auf  $6^{\circ}$  nördlicher Breite der Nord-Ost-Passat einstellte. Am 27. Februar Abends 9 Uhr waren auf  $6^{\circ} 52' 24''$  südlicher Breite und  $14^{\circ} 50' 40''$  westlicher Länge die Mondesfinsterniß und am 15. März Morgens 9 Uhr auf  $13^{\circ} 10'$  nördlicher Breite und  $25^{\circ} 13' 52''$  westlicher Länge die Sonnenfinsterniß, beide für uns nur parziell, beobachtet worden.

Da das Schiff der Strömung wegen genöthiget war, hart am Winde zu halten, wehte der Passat unserem Course entgegen. Diesem Uebelstande zu entgehen hätten wir zwar die Linie um einen oder zwei Grade östlicher schneiden können, um den Wind späterhin günstiger zu empfangen, dagegen wären wir aber auch länger

in den Sillen an der breiteren Stelle des Doldrum Conus aufgehalten worden.

Vom Abende des 9. März an, waren wir fortwährend zum Laviren genöthiget, worauf wir am 20. im Hasen von Praia auf St. Jago des grünen Vorgebirges ankerten.

Wir fanden daselbst die russische Dampf-Corvette Wojewod vor Anker, welche sich eben anschickte, um das Cap der guten Hoffnung nach China zu segeln, in dessen Gewässern sie zum Geschwader des Admirals Putiatin stoßen sollte. —

Sie ist ein schönes Schiff, als Bark bemastet, mit 11 sechsunddreißigpfündigen Kanonen ausgerüstet und mit einer Hochdruckmaschine von 52 Pfund Preßion und 200 Pferdekräft versehen.

---

## X. St. Jago.

---

Die Capverdischen Inseln gehören zu den überseeischen Provinzen Portugals und werden durch einen Gouverneur verwaltet. Der Boden ist nicht hinlänglich fruchtbar um sämtliche Bewohner zu ernähren, weshalb Getreide von den Canarien und selbst aus Brasilien eingeführt wird. Die eigenen Hauptprodukte der Insel bestehen in Salz und Indigo, welche Artikel als Regierungs-Monopol betrachtet werden. Ersteres wird vorzüglich auf Sal, der Färbestoff namentlich auf Sant Antonio gewonnen, welche letztere Insel unstreitig die fruchtbarste des ganzen Archipels ist. Der Charakter derselben ist durchaus vulkanisch, wovon die verbrannten, steinigten Küsten hinlänglich Zeugenschaft ablegen. Auf der Insel Fogo erhebt sich ein 7000 Fuß hoher Pic, aus dessen Krater noch heute Rauchsäulen aufwirbeln. —

Wendet man in Porto Praia seine Blicke dem Lande zu, so tritt dem Auge zuerst an der Westseite der Insel in der Punta de Tamaros eine Reihe steiler, dunkler Felsen entgegen, an denen die See hoch aufbrandet; ein einzeln stehendes Riff, die Franzosens- oder Wachtelinsel genannt, hat eben Raum genug für das kleine Sanitäts-Gebäude, welches sich auf der Höhe desselben befindet. Westlich läuft in der Punta das Picudas eine zweite, scharfkantige gegen die See jäh abstürzende Felsenwand aus, von deren äußersten Spitze eine hohe Signallänge winkt; etwas landeinwärts ist der Gipfel durch ein zerfallenes

Fort gekrönt, zu welchem die Annäherung sowie das Anlegen von Booten durch die theils am Strande aufgehäuften, theils noch beständig herabrollenden Felsblöcken nachhaft erschwert, ja bei etwas bewegter See oft ganz verhindert wird.

Den Hintergrund und mithin die Nordseite des Hafens bilden kahle Hügel, auf welchen, wie in dem von denselben umschlossenen Thalkessel nur einzelne Palmen emporragen. Senkrecht aus den Fluthen aufsteigend, dehnt sich ein langgestreckter Felsrücken, auf dessen oberer Fläche die Stadt Praia erbaut ist, und von einer schwachen Batterie von 11 Geschützen vertheidigt wird. —

Am Fuße des kolossalen Felsblockes, welcher die Stadt trägt, gerade unterhalb des Mittelpunktes desselben, befindet sich der günstigste und beinahe einzig gefahrlose Ankerplatz für Boote, woselbst man auf das sanft ansteigende, sandige Ufer aufläuft und sich sodann die letzte Strecke hindurch durch die, in genügender Anzahl herbeieilenden Schwarzen tragen läßt. Diese Art und Weise das Land zu betreten ist zwar weder bequem noch angenehm, allein die einzig mögliche, falls man nicht, wie man dieß an anderen Stellen Gefahr läuft, Boot und Bemannung zu wagen gedenkt. —

Vom Rücken des Regers, dem wir uns beim Landen vertraut hatten, wieder zu Boden gesetzt, wendeten wir unsere Schritte über einen mehrfach gewundenen Weg gegen die Anhöhe, auf welcher die regelmäßigen, breiten Straßen Praia's angelegt wurden. Dieselben sind ungepflastert und sollen deshalb auch während der Regenzeit grundlos sein. Die Häuser, mit Ausnahme des Regierungspalastes ebenerdig, sehen beinahe dürftig aus und gewähren einen wenig erfreulichen Anblick. Die Kaserne der durchgehends aus Negern bestehenden Garnison ist das einzige Gebäude, welches Erwähnung verdient. Der Markt, ein düsterer, von Mauern umschlossener Raum, wird an gewissen Tagen von Negern besucht, deren Aeußeres keinem ihrer Brüder an der Westküste ähnelt; sie bringen dieselben Erzeugnisse des Bodens zum Verkaufe und in Sitten und Gebräuchen schien unserer flüchtigen Beobachtung kein wesentlicher Unterschied von ihren Stammgenossen am Festlande wahrnehmbar.

Wir unternahmen einen Ausflug nach dem Innern der Insel, der des schlechten Weges halber, nur zu Pferde möglich war. — Der Pfad führt an einigen bescheidenen Regershütten vorbei, stundenlang durch eine Dede, in der alles Gras verdorrt war und nur einige Palmen und Pinien Spuren karglicher Vegetation zeigten, wogegen eine mit unserem Wege parallel laufende, tiefe Schlucht allerdings fruchtbarer zu sein schien. Eine eigenthümliche Erscheinung in der Pflanzenwelt bietet hier das Wachsthum der Pinien, welche sämmtlich nur eine geringe Höhe erreichen, von der sich ihre Kronen auf das Regelmäßigste horizontal gegen Südwesten entwickeln, was wohl dem hier durch das ganze Jahr in derselben Richtung fortwehenden Nord-Ost-Passate zuzuschreiben ist, dessen kräftigem Hauche die jungen Bäumchen nicht zu widerstehen vermögen. Ein weites Feld mit einer größeren Zahl solcher beinahe im rechten Winkel gebogenen Bäume bewachsen, bot einen äußerst seltsamen Anblick dar. —

Wir begegneten ganzen Schaaren von Negern, welche meist mit Früchten und Eierkörben beladen waren und häufig auf kleinen Eseln ritten; andere trieben Vieh oder führten Getreide und trugen schwere, glatte Stöcke, die ihnen sowohl als Waffe wie auch zur Stütze dienten. —

Sie grüßten alle freundlich und beantworteten bereitwillig unsere Fragen, was bei ihrem aus verschiedenen Neger Sprachen gemischten und selbst den Portugiesen unverständlichen Dialekte allerdings mehr durch Zeichen als durch Worte möglich war. Mit Ausnahme einiger wirklich dürftiger, weißhaarigen Greise bettelt Niemand, — wohl aber trugen die Neger-Mädchen nach den Knöpfen unserer Uniformen Verlangen, um selbe an ihren aus Glaskorallen bestehenden Arm und Hals schmuck zu knüpfen.

Man hatte uns vor den Raubanzügen entlaufener Negerklaven gewarnt, welche die Wege beunruhigen und die Kühnheit so weit treiben sollen, daß sie ihre Streifzüge zur Nachtzeit bis vor die Thore der Stadt ausdehnen; aus diesem Grunde trugen auch alle Weissen, denen wir begegneten Pistolen und große Messer im Gürtel, — wir blieben jedoch auf unserem Ausfluge unbehelligt. —

Nach ungefähr zweistündigem Ritte überschritten wir die vorderste Hügelreihe und stiegen in ein Thal hinab, dessen Felswände in Hintergrunde durch den hohen Pico de Antonio abgeschlossen wurden, während die Thalsoole uns zum letzten Male die Pracht tropischer Vegetation enthüllte. — Es ist das Thal von St. Domingo, eine Oase in der Wüste, deren Anblick dem durch die trostlose Oede der capverdischen Natur ermüdeten Auge wahrhaft wohlthut, und als das irdische Paradies erscheint. Leider ist dieses schöne Thal, das einzige wahrhaft fruchtbare Plätzchen in dem ganzen Archipel, nur von geringer Ausdehnung.

Unterwegs hatten wir Gelegenheit eine Negerfamilie in einer der am Wege liegenden Hütten zu besuchen und die einzelnen Mitglieder derselben näher zu betrachten. — Da war vor Allem die Urgroßmutter unseres Führers, ein uraltes Mütterchen mit schneeweißen Haaren, wohl hundert Jahre zählend, die Großmutter über siebzig Jahre alt und dennoch vollkommen rüstig; die Mutter, die an die fünfzig reichen mochte, endlich seine Schwestern und deren Kinder, welche sämmtlich eine schwarze Generation von vier Menschenaltern bildeten, die der Vursche der Reihe nach auf folgende höchst eigenthümliche Weise begrüßte. Je zwei Personen legten sich gegenseitig die Hände auf die Schultern und umarmten sich einmal nach rechts dann nach links, worauf sie eine sehr ernste Miene annahmen, etwas vor sich hin murmelten und mit der rechten Hand eine Bewegung machten, dann verbeugten sie sich, reichten sich die Hände und begannen nun erst zu sprechen.

Nach kurzem Aufenthalte setzten wir unseren Ritt fort und ließen uns im Negerdorfe angelangt, welches das Ziel unseres Ausfluges war, zum Commandanten führen, an welchen wir von der Stadt aus empfohlen waren. Sein Häuschen liegt auf dem Abhange des Thalrandes und gewährte uns einen ausgedehnten Ueberblick der lieblichen Gegend.

Wir blieben hier zu Tische und benützten die Nachmittagsstunden zu Spaziergängen in den Orangenhainen unseres freundlichen Wirthes.

Beim Eintritt der Dämmerung traten wir den Rückweg an und trafen nach dreistündigem Ritte zu später Abendstunde in der Stadt ein, woselbst nur wenige Häuser beleuchtet waren, und nur noch einzelne Neger die Gassen durchstreiften.

St. Jago ist der Sitz des General-Gouverneurs der Capverden, welche Stelle damals Major Barreiras Arrobas, vom portugiesischen General-Stabe bekleidete, der uns freundlich empfing, jedoch durch fortwährende Kränklichkeit beinahe beständig an seine Wohnung gefesselt war.

---

## XI. Heimreise, Abrüstung.

---

Wir verließen Porto Praia in den Morgenstunden des 27. März, passirten südlich der Inseln Fogo und Brava und blieben unter denselben einen Tag lang in Windstille bis uns am folgenden frei von denselben der frische Passat begrüßte. Mit Steuerbordshalsen am Winde segelte die Corvette fast immer nordwärts, denn der Passat kam uns größtentheils aus Ost-Nord-Ost und selbst aus Osten zu.

Während der Fahrt ereignete sich nichts Erhebliches, das Wetter blieb gleichmäßig schön und der Wind in gleicher Richtung und Stärke, bis wir den 26. Breitengrad erreichten.

Hier verlor sich der Passat im Einklange mit den in Maury's Windkarten für diese Jahreszeit aufgestellten Erfahrungsregeln.

Durch die Calmenregion des Wendekreises führten uns leichte südliche Brisen, die später eine nordwestliche Richtung annahmen und somit der Fahrt stets günstig waren.

Am 8. April wurden wir der Madeira-Gruppe ansichtig, von der sich das Schiff in jenem Augenblicke 45 Meilen westlich befand. Nördlich der Inseln setzten wir die Reise mit östlichem Course fort, und erblickten am Morgen des 13. April die Küsten an der Meerenge von Gibraltar, die wir mit aufreißendem Westwinde am selben Nachmittage betraten, und Abends 7 Uhr auf der Rhebe von Gibraltar ankerten.

Daselbst lag die portugiesische Kriegsbrigg Pedro Nuñez, auf welcher sich der Herzog von Dporto eingeschiffet befand.

Nach Begrüßung der Festung salutirten wir die portugiesische Flagge mit 21 Kanonenschüssen, und erhielten von Beiden den Gegengruß.

Da wir von Ascension und den Capverdischen Inseln kamen, wurde uns das daselbst herrschenden gelben Fiebers wegen die Verbindung mit dem Lande nicht gestattet, und die Corvette in Quarantaine erklärt, obwohl auf das eifrige Betreiben, des k. k. Consuls, Herrn Longlands Cowell fogar eine Gesundheits-Commission unter dem Voritze des Gouverneurs zusammengetreten war, um unsere Provenienz näher zu prüfen. Der Ausspruch lautete dahin, daß uns die englische Behörde wohl freie Pratika ertheilen würde, wenn ihr die engen Beziehungen zu dem angrenzenden Spanien nicht vielfache Rücksichten und demnach auch eine strengere Handhabung der Sanitäts-Vorschriften auflegen würden.

Durch solche übermäßige Strenge unvermuthet zu unreinem Sanitätspatente verurtheilt, segelte die Corvette sogleich nach dem Mittelmeere ab, um den letzten Theil der Heimreise zu vollführen.

Bald machte sich der Abgang jener regelmäßigen Luftströmungen fühlbar, deren kräftiger Hauch uns täglich so weite Strecken hindurch geleitet hatte; Windstillen und schwache veränderliche Brisen hemmten unseren Lauf und erst nach zehntägiger Fahrt kam die Insel Sardinien in Sicht — nach weiteren fünf Tagen gewannen wir den Canal von Malta und die Höhe des Cap Passaro und betraten am 9. Mai den adriatischen Golf.

In den frühen Morgenstunden des 16. Mai begrüßten wir das Triester Leuchtfeuer, während gleichzeitig eine aufreißende Brise die Corvette nach einjähriger Abwesenheit auf die heimathliche Rade zurückführte.

Hier wartete unser der herzlichste Empfang: Alles kam uns bewillkommend entgegen, und die Bevölkerung schien durch zahlreichen Besuch den hölzernen Mauern des Schiffes die wärmste Theilnahme an dem glücklichen Erfolge der Expedition bezeigen zu wollen.

Nach Ablauf zweier Tage ward unserem Commandanten der ehrenvolle Ruf zu Theil, die Corvette nach Venedig zu führen, wo Seine kaiserl. Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Marine-Obercommandant dieselbe zu besichtigen geruhen.

Mit einem glänzenden Abschiedsfeste durch welches Seine kaiserliche Hoheit der Bemannung seine Zufriedenheit über ihre Leistungen auf huldvolle Weise zu erkennen gaben, schloß die jüngste Lebensphase der Corvette Caroline.

Am 25. Mai lief sie zur Abrüstung in das Arsenal nachdem sie mehr als ein Jahr hindurch die österreichische Flagge mit Ehren an den Küsten ferner Welttheile entfaltet und durch die erfolgreich zurückgelegte, transatlantische Expedition ein neues Blatt in die Annalen der kaiserlichen Flotte gefügt, welches — wenn auch nicht von strahlendem Glanze des Kriegsruhms umflossen, dennoch vielleicht nicht die unterste Stelle in der zwar noch jungen aber schon inhaltsreichen Gedentafeln der österreichischen Marine einnehmen wird.

Das Verbot der Fährschiffe ist die Konsequenz der  
 Beschlüsse, die durch den Reichstag am 17. März 1871  
 beschlossen wurden. Die Fährschiffe sind als  
 öffentliche Verkehrsmittel zu betrachten, und  
 daher ist die Beförderung derselben durch  
 die Regierung zu regeln. Die Beförderung  
 der Fährschiffe ist eine öffentliche Angelegenheit,  
 und daher ist die Beförderung derselben durch  
 die Regierung zu regeln. Die Beförderung  
 der Fährschiffe ist eine öffentliche Angelegenheit,  
 und daher ist die Beförderung derselben durch  
 die Regierung zu regeln.

Die Beförderung der Fährschiffe ist eine  
 öffentliche Angelegenheit, und daher ist die  
 Beförderung derselben durch die Regierung  
 zu regeln. Die Beförderung der Fährschiffe  
 ist eine öffentliche Angelegenheit, und daher  
 ist die Beförderung derselben durch die  
 Regierung zu regeln. Die Beförderung der  
 Fährschiffe ist eine öffentliche Angelegenheit,  
 und daher ist die Beförderung derselben  
 durch die Regierung zu regeln.

Die Beförderung der Fährschiffe ist eine  
 öffentliche Angelegenheit, und daher ist die  
 Beförderung derselben durch die Regierung  
 zu regeln. Die Beförderung der Fährschiffe  
 ist eine öffentliche Angelegenheit, und daher  
 ist die Beförderung derselben durch die  
 Regierung zu regeln. Die Beförderung der  
 Fährschiffe ist eine öffentliche Angelegenheit,  
 und daher ist die Beförderung derselben  
 durch die Regierung zu regeln.

Die Beförderung der Fährschiffe ist eine  
 öffentliche Angelegenheit, und daher ist die  
 Beförderung derselben durch die Regierung  
 zu regeln. Die Beförderung der Fährschiffe  
 ist eine öffentliche Angelegenheit, und daher  
 ist die Beförderung derselben durch die  
 Regierung zu regeln. Die Beförderung der  
 Fährschiffe ist eine öffentliche Angelegenheit,  
 und daher ist die Beförderung derselben  
 durch die Regierung zu regeln.

## Druckfehler.

Seite	4	Zeile	3	von	oben	statt:	vorzüglichsten lies: vorzüglichste.
»	8	»	17	»	»	»	abgenommen lies: abgewonnen.
»	9	»	2	»	»	»	den Faro zu lies: dem Faro zu.
»	9	»	5	»	unten	»	fortwährenden lies: fortwährendem.
»	10	»	14	»	»	fehlt:	darunter (drei irländische).
»	11	»	1	»	oben	»	und (trug).
»	11	»	17	»	»	statt:	Colonen lies: Colonnen.
»	12	»	11	»	unten	»	stellten lies: stellte.
»	12	»	5	»	»	»	Grabmahl lies: Grabmal.
»	13	»	14	»	»	»	verringern lies: verringern.
»	14	»	5	»	»	fehlt:	unter (den ausgebreiteten Zweigen).
»	15	»	13	»	»	statt:	umgeben lies: umgebene.
»	15	»	11	»	»	»	großen lies: größten.
»	17	»	16	»	oben	»	unserer lies: unsern.
»	26	»	11	»	»	»	Auswanderungen lies: Einwanderungen.
»	26	»	16	»	»	»	Einfuhr lies: Einfahrt.
»	32	»	12	»	»	»	Arterie lies: Arterie.
»	34	»	16	»	»	»	St. Domingo, lies: St. Domingo;
»	36	»	2	»	unten	»	dennoch wie vor — lies: dennoch nach wie vor,
»	37	»	8	»	oben	»	vom leichten lies: von leichtem.
»	38	»	6	»	»	»	dem Eingebornen lies: den Eingebornen.
»	39	»	7	»	unten	»	Maoná lies: Maoná.
»	40	»	4	»	oben	»	Maoná lies: Maoná.
»	42	»	2	»	»	»	zu Staube lies: zu Staub.
»	51	»	15	»	unten	»	Banden lies: Barden.
»	54	»	7	»	»	»	D. Carlos Araya lies: Anaya.
»	55	»	6 u. 8	»	oben	»	Benareio lies: Benancio.
»	60	»	13	»	»	»	Craigh lies: Craigh.
»	60	»	16	»	»	»	war lies: ward.
»	60	»	5	»	unten	»	Pretorias lies: Pretorius.
»	62	»	2	»	»	»	bedürften lies: bedurften.
»	63	»	4	»	oben	»	Gräul lies: Gräuel.
»	65	»	4	»	»	»	Zwellendom lies: Zwellendam.
»	68	»	9	»	»	»	nur allbekannte lies: nur zu allbekannte.
»	68	»	8	»	unten	»	Umzäumung lies: Umzäunung.
»	69	»	10	»	oben	»	Cubota lies: Cubata.
»	69	»	14	»	»	»	Cubata lies: Libata.
»	70	»	6	»	»	»	Alltagsleben lies: Alltagsleben.
»	70	»	21	»	»	»	dem Weissen lies: den Weissen.
»	72	»	12	»	unten	»	Sklavenfindern lies: Sklavenfinder.
»	73	»	4	»	oben	»	der lies: das interessanteste.
»	73	»	13	»	unten	»	defuncto lies: defunto.
»	74	»	3	»	oben	»	war lies: waren.
»	74	»	14	»	»	»	Dwars lies: dwars.
»	75	»	23	»	»	»	andern lies: andere.
»	76	»	2	»	unten	»	ärztlichen lies: ärztlicher.
»	81	»	12	»	»	fehlt:	das (das Grün).
»	85	»	8	»	oben	statt:	weißhaarigen lies: weißhaariger.
»	85	»	18	»	»	»	in Hintergrunde lies: im Hintergrunde.
»	87	»	2	»	unten	»	in der lies: in den.

Bibliographie

Titel	Verfasser	Ort	Jahr	Preis
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1872	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1873	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1874	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1875	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1876	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1877	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1878	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1879	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1880	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1881	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1882	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1883	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1884	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1885	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1886	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1887	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1888	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1889	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1890	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1891	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1892	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1893	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1894	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1895	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1896	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1897	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1898	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1899	1/2
Die Kunst der Buchführung	Dr. H. G. G.	Berlin	1900	1/2

# REISE

der k. k.

## CORVETTE CAROLINE

1857-1858.



